

VERDAMMUNG

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 44.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 17. November 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Der Gespensterhund.

Novelle von G. Hermstein.

(Fortsetzung von S. 419.)

Nachdruck verboten.

Eva stand mit Rurpurglut übergoßen. Plötzlich, wie infolge einer Eingebung, ging sie in das anstoßende Zimmer, kehrte sofort mit dem Ringe in der Hand zurück und ließ denselben in ein Becken voll Wasser fallen, damit er erkalte. Es lag eine eigentümlich beredete Erklärung in dieser Bewegung.

Vorsichtig, um Paula nicht zu wecken, erhob sich der Arzt, trat an den Tisch in der Mitte der Krankenstube und griff zerstreut nach einem Buche, das dort aufgeschlagen lag.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er stoßend und in den Seiten blätternd, um seine Verlegenheit zu verbergen, „was ich vor Jahren gegen Sie verschuldet habe, ist die einzige Noth meines ganzen Lebens, deren ich mir bewußt bin. Und glauben Sie: ich habe schwer dafür gebüßt; das Schicksal selbst hatte Ihre Rache übernommen, Sie wären damit zufrieden gewesen.“

Eva lächelte kühl, nahm den Ring aus dem Wasser, trocknete ihn ab und legte ihn neben den Arzt auf den Tisch. „Ich konnte Ihnen damals bei meiner schnellen Abreise aus dem Hause meines Onkels Ihr Eigentum nicht mehr zurückstellen; hier ist es endlich,“ sprach sie mit leisem Hohn, der ebensowohl gegen sie selbst wie gegen Burkhard gerichtet schien.

„Nicht so, Eva,“ antwortete er ernst und legte das Buch aus der Hand. „Ich für meinen Teil habe nicht die mindeste Lust, Ihnen Ihren Ring wiederzugeben.“ Seine Geldtasche hervorziehend, entnahm er derselben einen zierlichen Reif, den ein Bergkristall aus Türken schmückte, und schob ihn vor ihren Augen auf seinen kleinen Finger. „Dort soll er bleiben, nachdem er zehn Jahre lang in meinem Schreibtisch dieser Auferstehung zum Licht geharrt hat; an dem Tage, da ich Sie erkannte, nahm ich ihn heraus, ohne gleich den Mut zu haben, ihn anzustecken. Ist es nicht ein Fingerzeig von oben, daß diese beiden Ringe sich heute zusammenfinden?“

„Sie nehmen den Ihrigen nicht zurück?“

„Nein.“

„Er gehört also mir?“

„Ja, Eva.“

Sie nahm ihn vom Tisch, ging an das von Paulas Bett entferntere Fenster, öffnete es ein wenig und warf den Ring, als sei er ein Kieselstein, auf den Weg hinaus.

Der Arzt fuhr betroffen herum. Ihre Augen funkelten jetzt in unheimlicher Glut, und ihre Stimme, gerade weil sie

dieselbe um des kranken Kindes willen dämpfen mußte, klang doppelt drohend und hochmütig.

„In vierzehn Tagen gehe ich fort von hier,“ sagte sie, „bis dahin, Herr Doktor Burkhard, wünsche ich durch keine Anspielung, weder in Worten noch Blicken, an die Schmach meines Lebens erinnert zu werden. Es ist etwas in mir, das . . . das ich nicht beherrschen könnte, wenn ich gereizt würde. Ich habe Sie gemieden, wo ich konnte; aber erzählen Sie meinewegen allen Menschen, daß ich mich Ihnen zum zweitenmale an den Hals geworfen habe, wie meine Verwandten es damals nannten, nur warten Sie damit, bis ich weg bin.“ Sie fuhr sich mit beiden Händen an die Stirn, als müsse sie ihren Kopf halten, damit er nicht zerspringe. „Ich war so jung, so unerfahren, so vertrauensvoll — großer

Himmel, es war ja keine Sünde, nur Thorheit, daß ich den Liebeschwüren dieses Mannes glaubte!“ klagte sie außer sich. „Und dieser einen Thorheit wegen werde ich durch die Lande geheßt, als sei ich eine Verbrecherin! Wohin ich komme, taucht dieses Gespenst der Vergangenheit vor mir auf, daß ich mich vor den Menschen schämen muß und weiter fliehen! Aber nun ist es mit meiner Kraft zu Ende, dieses letzte Vierteljahr war zu viel für mich!“

Burkhard glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Sie, sie hatte seinewegen gelitten? Das Lamm um des Wolfes willen?

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keine Ahnung davon hatte, daß Sie Mißdeutungen ausgezettelt waren,“ sagte er erschüttert. „So steigt denn meine Schuld gegen Sie ins

Ungeheure, und ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll, mir Ihre Verzeihung zu erwirken. Was, Verzeihung! An Ihrer bloßen Verzeihung ist mir nichts gelegen! Ich — Sie müssen — Eva, es ist undenkbar, daß Sie von hier fortgehen! Paula und ich — wir beide — würden Ihren Abschied nicht überstehen.“

Sie antwortete nicht; ihre breiten weißen Lider lagen tief über den braunen Sternen, als lausche sie einer Stimme ihres Inneren und nicht den leidenschaftlichen Worten des Mannes dort an: Tische.

„Seien Sie großmütig,“ nahm er wieder auf, „ich bereue ja, was ich gethan habe. Sie wissen nicht, wie mir in diesen Tagen zu Mute war, als ich mir sagen mußte: ich hätte bereits zehn wonnige Jahre an Ihrer Seite hinleben können.“

„Nicht weiter,“ unterbrach sie ihn eilig, ging an ihm vorüber und beugte sich über Paula, die wieder unruhig zu werden begann.

Er folgte ihr nicht, sondern fuhr fort: „Meine Liebe ist stärker als Ihr Haß und wird diesen besiegen, so wahr ich einen Willen habe. Ich weiß, daß unsere Namen im Buche der Vorsehung vereinigt stehen, es hilft nichts, dagegen anzukämpfen. Hier ist meine Hand, ein Bürgen meiner Liebe und Treue; weisen Sie sie nicht zurück . . . es thäte nicht gut — weder für mich, noch, beim Himmel, für Sie selbst!“

Nun stand er neben ihr und streckte ihr seine braune, kräftige Rechte hin. Männlich und würdig sah er aus, sodaß es sie wie ein Zittern ankam dieser Entschlossenheit gegenüber.

„Ich wollte lieber sterben, als Ihr Weib sein,“ stammelte sie und stieß seine Hand zurück.

Eine fürchterliche Stille trat ein.

„Das war ein böses Wort,“ sagte endlich der Doktor. „Ich will hoffen, daß die Stunde kommt, da Sie diesen Ausspruch zurücknehmen. Es ist ein un-



Motiv aus Dreeiland. Von J. G. Vogel.

Nach einem Delgemälde aus der Galerie von A. W. Stijhoff in Leiden.

edles Ding um die Rache, Eva, zumal einem Neuen gegenüber; aber strafen Sie, quälen Sie mich, soviel Sie wollen, nur lassen Sie dann auch unsere Veröhnung eine vollkommene sein. Stemmen Sie sich nicht gegen Ihre bessere Natur. Es gehen wunderbare Wandlungen vor in unserm Leben, und alle Tage noch giebt es Wunder!"

"Nur für die, welche daran glauben," entgegnete sie schneidend.

"Ich glaube daran!" Und ihre Hand gewaltsam in die feine nehmend, sah er ihr zuversichtlich in die finsternen Augen. Dann schritt er nach der Thür. "Nachher komme ich mit Frau Hertwig zu Paula zurück," sagte er von der Schwelle aus und ging.

Eva sah ihm nach — was für ein unbeschreiblicher Blick es war! "Ja, ich will ihm vergeben," flüsterte sie mit bebenden Lippen, "ich fühle, daß ich es darf, denn ich bin gerächt."

Noch klang seine weiche, volle Stimme in ihrem Ohr, noch war ihre Rechte, die er an sich gezogen, wie gelähmt von seiner Berührung. Was war das mit ihr? War dies der Triumph gesättigter Rache? Woher plötzlich der tiefe, tiefe Schmerz, daß sie zu vergeben meinte? Mit einer Art von Verzweiflung empfand sie, daß ihr Haß, ihr Trost vor der Wärme seiner Sprache hingeschmolzen waren wie Eis in Sonnensut.

Wohl mochte sie an des Kindes Bett niedersinken und ihr thränenüberströmtes Antlitz in ihren Händen verbergen — der Erkenntnis, daß es soeben durch ein unbegreifliches Versagen ihres Willens um ihren inneren Halt gekommen war, konnte sie sich nicht verschließen. Alles Starke und Große in ihr schien gebrochen. Furchtbar sind solche Augenblicke einer Sintflut unseres Herzens; seine ganze bisherige Welt versinkt — und wo wäre das Auge, das in der Finsternis dieses Chaos schon die neue, schönere Erde erblickte, die aus den Wassern heraufsteigen muß!

Als Eva sich aufrichtete, bemerkte sie, daß Paula erwacht war und sie mit Bewußtsein beobachtete. Niedergeschlagen und mißtrauisch schaute das Kind zu ihr hin, schüttelte auf die Frage, ob sie ihm den gewohnten kühlenden Trank bereiten solle, schwach den Kopf und verharrte in stummem Brüten, bis der Arzt, und zwar ohne Frau Hertwig, heraufkam.

"Gelt, du hast das Liegen schon gründlich satt, mein kleines Mädchen?" sagte er. "Nun, warte noch zwei Tage, dann sollst du erleben, wie es mit deiner Gesundheit vorwärts gehen wird."

Paula erwiderte nur: "Der arme Papa!"

"Was soll's mit ihm?"

"Er wird so unglücklich sein, wenn ich sterbe."

"Du bist nicht bei Trost; wer denkt auch ans Sterben!"

"Fräulein hat geweint."

"Hat sie?" Jetzt erst wendete er sein Gesicht gegen Eva, warnend und ausleuchtend zugleich suchte sein Blick den ihrigen. "Und du glaubst, daß man über nichts auf Erden weinen kann wie über dich? Paula, Paula, bist doch sonst nicht so dumm! Wer weiß, was für Thränen das waren; solche aus Mitleid keinesfalls. Sieh nur, wie finster sie dir dort die Limonade zurechtrührt, als ob es Gift wäre, nicht wahr? Die Mitleid? O, ihr Herz ist aus Stein, man könnte sich wund daran stoßen."

Nun lächelte das Kind, und Eva errötete.

"Wo ist Frau Hertwig?" fragte sie, ohne die Lider zu heben.

"Das werde ich Ihnen gleich erzählen." Vorläufig indessen prüfte er die Höhe des Fiebers und stellte an Paula, deren Puls er die ganze Zeit über in der Hand hielt, eine Reihe von Fragen. Eva merkte an einer Falte zwischen seinen Brauen, daß nicht alles mit dem Kinde so stand, wie er hätte hoffen dürfen. "Sie gestatten mir wohl, in Ihrem Zimmer ein Rezept zu schreiben," sagte er endlich, "und geben mir zu diesem Zweck ein Blättchen Papier. Dein Fräulein kommt sofort wieder, Paula, liege so lange still."

Wohl oder übel mußte sie ihn in die nächste Stube begleiten; er schloß die Thür und erklärte gleich: "Es war ein Vorwand, um Sie allein zu sprechen. Nehmen Sie sich in acht, Eva; was für Krüsen auch in Ihrem Herzen ... nein, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich mir heute noch einen zweiten Korb hole, vorläufig habe ich genug am ersten und wollte nur sagen: unter keinen Umständen dürfen Sie vor Paula irgendwelche Aufregung zeigen. Sie ist ein argwöhnisches und kluges Kind und bezieht nach Kinderart alles auf sich selbst. Eben weil sie rote Augen hatte, durfte ich Frau Hertwig nicht erlauben, heraufzukommen und von Paula Abschied zu nehmen."

"Abschied?" wiederholte Eva und griff wankend nach der Lehne eines Stuhls.

"Sie verweist; aber wie nervös Sie schon von der Pflege sind, armes Kind! Es handelt sich hoffentlich nicht um einen Abschied für immer, sondern nur auf einen Tag. Betty hat sich bei ihrer Tante einen Vorderzahn ausgezogen, und Frau Hertwig, trostlos über diese lebenslängliche Entstellung ihrer schönen Tochter, reist noch heute mit dem Abendzuge zu ihr nach der Hauptstadt, um ihr gleich morgen früh einen künstlichen Ersatz dafür schaffen zu lassen, damit nicht erst jemand von hier den Schaden bemerkt. Warum lachen Sie nicht?"

"Haben Sie Frau Hertwig verschwiegen, daß es mit Paula schlechter geht?" fragte Eva nur.

"Sie können, was diesmal leider viel mehr sagen will, im Positiv sprechen," meinte der Doktor ernst, "es geht schlecht mit ihr, und ich wünschte, wir hätten die nächsten vierundzwanzig Stunden erst hinter uns. Wo kein Tropfen gesunden Blutes im Körper ist, hat ein Fieber furchtbaren

Spielraum. Natürlich habe ich Frau Hertwig nicht verhehlt, daß Paulas Krankheit in ihren bedenklichsten Abschnitt eingetreten ist, aber sie sagte, sie wüßte das Kind in so vorzüglicher Pflege, daß sie ruhigen Gemüths ihren Pflichten gegen Betty nachkommen könne. Soeben hat sie ihre Kleider austüchern lassen, um nicht irgend welchen Ansteckungsstoff zu Betty mitzunehmen, Ihnen selbst läßt sie durch mich Lebewohl sagen. Sehen Sie, schon fährt der Wagen vor."

Gleich darauf trat Frau Hertwig aus dem Hause, sie war in einen Staubmantel gehüllt und verschleiert. Jetzt winkte sie herauf, und Eva beugte sich zu dem offenen Fenster hinaus. "Ich übertrage Ihnen bis morgen nachmittag alle meine Rechte und Pflichten, liebste Fräulein Eva," rief die Dame. "Auf Wiedersehen!"

Fort rollte der Wagen, und Burkhard sah das junge Mädchen an und lächelte vielsagend. "Mütterliche Rechte und Pflichten!" sprach er. "Da mir andererseits von Herrn Hertwig die väterlichen übertragen wurden, so sind wir beide jetzt gewissermaßen das Elternpaar dieses Kindes, wie Eva?"

Sie antwortete nichts, sondern wollte in die Krankenstube zurückkehren. "Noch ein Wort!" meinte er, sie haltend. "Die Pflege und — vielleicht unsere Unterredung vorhin haben heute Ihre Kräfte über Gebühr in Anspruch genommen. Dennoch muß ich Sie noch einmal bitten, vor Paula vollkommen gelassen zu erscheinen, da die kleinste Aufregung in diesen Tagen ihr tödlich werden könnte. Ich kehre jetzt in die Stadt zurück und will dafür sorgen, daß die Diakonissin früher herkommt als sonst; versprechen Sie mir dagegen, sich bald zur Ruhe zu legen und —"

"Gewiß," entgegnete Eva, ohne ihn ausreden zu lassen, und öffnete die Thür zu Paulas Zimmer. Der Doktor folgte ihr auf dem Fuße, wünschte dem Kinde in munterer Weise eine gute Nacht und streckte Eva gleichfalls mit heiteren Worten die Rechte hin. Paulas Blick und eine unerklärliche Macht in ihrem Inneren, gegen die sie nicht anzukämpfen vermochte, zwangen sie, ihre eisigen, schmalen Finger für eine Sekunde hineinzulegen; er umschloß dieselben fest, fest mit seiner warmen, lebensvollen Hand. "Eva!" murmelte er, ließ die Hand fallen, als sei sie glühendes Eisen, und ging.

Wie zwischen Himmel und Hölle schwebend blieb Eva zurück; alles um sie her schien zu schwanke, die Gegenstände des Zimmers, ja, die Wände selbst bewegten sich und drohten, auf sie zu stürzen. Nur eins stand ihr fest in dieser allgemeinen schrecklichen Unsicherheit der Dinge von außen und innen: Paula kam in Todesgefahr, wenn sie jetzt der ungeheuren Spannung ihrer Nerven nachgab. Sie schleppte sich an das von vorhin noch halbgeöffnete Fenster und rang nach Fassung.

Draußen bellte eben freudig das Hündchen des Doktors, ein Zeichen, daß Burkhard in den Garten trat. Nun kam er in Evas Gesichtskreis. Sehr langsam und gesenkten Hauptes schritt er dahin, als suche er etwas auf dem Kies. Plötzlich bückte er sich, hob einen kleinen Gegenstand in die Höhe und blickte triumphierend zu ihrem Fenster empor. Der Ring war es. Wie ein Stich durchfuhr es Evas Herz; er war ihr Talisman, ihr Zaubermittel gewesen — kein Wunder, daß ihre Kraft gebrochen war, da sie ihn von sich geschleudert hatte.

Nach dem einzigen fargen Trost der Einsamkeit schmachtete jetzt ihre Seele, aber schon fragte Paulas matte Stimme: "Können Sie mir nicht erzählen, warum Sie geweint haben, Fräulein?"

Um über die Kluft zwischen dem Willen und Sollen hinwegzukommen, bedürfen wir des Springbrettes der Pflicht. Eva, indem sie das Fenster schloß, sagte sich, daß der noch immer nicht ganz beseitigte Argwohn der Kleinen zerstreut werden müsse, und einen Stuhl neben Paulas Bett rückend und nach einer Häkelei greifend, begann sie mit einem Tone, dessen Gelassenheit sich auch im Laufe des Gesprächs nicht veränderte: "Es ist eine traurige Geschichte, Liebchen, und kein geeigneter Unterhaltungstoff für ein krankes Kind. Aber weil du durchaus wissen willst, warum ich weinte, so werde ich es dir erzählen, wie wenn es ein Märchen wäre, nur daß es eben den leidigen Vorzug hat, wahr zu sein."

Als ich sehr jung war, lebte ich selig an einem wunderschönen Ort mit köstlichen Bäumen und Blumen, der das Paradies hieß, und um mich herum lauter ebenso glückliche Leute wie ich; alle liebten einander in schöner, unschuldiger Menschenliebe, und jeder traute dem Nächsten nur das Beste zu. Da erschien eines Tages ein böser Zauberer in der Gestalt eines Engels, der sagte zu mir: "Hier ist es zwar schön, doch kenne ich ein Land, viel herrlicher noch als dieses, wo die Sonne nicht untergeht und die Blumen nicht verwelken — gehe mit mir in dieses Land!" Und eine Sehnsucht ohnegleichen ergriff mich, ich legte meine Hand in die feine, und er steckte auf meinen Finger einen Ring. Dieser war zu groß, er glitt herunter. "Aber tragen sollst du ihn dein ganzes Leben hindurch!" rief der Zauberer und nahm ein Schnürchen, band den Ring fest und hängte ihn mir um den Hals.

"Ah!" unterbrach Paula mit großen Augen, "jetzt merke ich, daß das Märchen wirklich wahr ist."

"Ich sagte es dir ja. Raum berührte der Ring mein Herz, so fiel ich in einen schweren Traum. Als ich erwachte, war das Paradies fort, verschwunden; kalte, höhnische Gesichter standen um mich herum und lachten über den Fremdling aus einer andern Welt. Ich entflo. Aber wohin ich kam, überall gab es Menschen, die mir ansahen, daß ich aus dem Paradies stammte, und mich dafür verhöhnten, daß ich nicht aufgewachsen war wie sie selbst. Zimmer weiter floh ich, und immer müder wurde meine Seele in dem vergeblichen Bestreben, meine Herkunft zu verbergen. Eines Tages stieß ich

wieder auf den Zauberer. Er hatte mich vergessen, und ich schämte mich, daß ich einst so thöricht gewesen war, seinen schlimmen Ring anzunehmen, und hütete mich wohl, mich zu verraten; aber der Reif, der mir fest an das Herz angewachsen war, brannte plötzlich darauf, als ahne er die Nähe seines Herrn. Zimmer heißer wurde dieser Reif, und einmal sah mich der Zauberer so eigen an, erkannte mich und sprach eins seiner Beschwörungsworte. Da glühte das Gold auf wie Feuer, ich konnte den Ring nicht mehr auf dem Herzen ertragen, riß ihn mit Gewalt ab und warf ihn von mir.

Und siehe, ein Wunder geschah: vor meinen Augen tauchte wieder das Paradies auf, hinter seinem goldenen Gitter sah ich die alten, trauten, geliebten Gesichter aus meiner seligen Jugend, die Himmelsblumen blühten und dufteten wie ehemals ... aber das Thor war verschlossen, und ich arme Verstoßene lag davor und weinte."

"Nun, und?" fragte Paula, da Eva schwieg und nur noch häfelte.

"Und da hinkte ein kleines, krankes, liebes Mädchen des Weges daher, sah mich vor dem goldenen Thore des Paradieses knien; hörte mit großmächtigen grauen Augen meine Geschichte an und sagte: 'Nun, und?'"

"D," meinte Paula erstaunt, "das war also erst heut! Sie haben einen Brief bekommen!" und versank in ein langes Nachdenken. "Warum ist denn das Thor verschlossen?" fragte sie dann.

"Weil es nur von innen zu öffnen geht, und solchermaßen nie wieder jemand, hinter dem es einmal zugefallen ist, zurückkam."

"Sind Sie noch sehr traurig, Fräulein?"

"Nein. Das kranke Mädchen fügte nämlich hinzu: 'Weine nicht; denn bist du auch aus dem großen allgemeinen Paradiese ausgestoßen: ich habe ein kleines für mich allein, dessen Thür ich öffnen und schließen kann, wie ich will. Komm dahinein, so wirst du glücklich werden.' Und da machte es die Thore seines Herzensparadieses weit auf, ich schritt über die Schwelle und war getröstet."

"Ach Sie liebes, liebes, liebes Fräulein!" sprach Paula still und so recht aus vollster Ueberzeugung.

Eva lächelte ihr zu, erzählte ihr noch dies und jenes, und als nach einer Stunde die Diakonissin ankam, fand dieselbe Paula so ruhig, daß sie leise gegen Eva erklärte, sie begriffe nicht, warum Doktor Burkhard gerade heut so unzufrieden mit dem Befinden der Kranken gewesen wäre. Uebrigens habe er ihr aufgetragen, Fräulein Müller gleich bei ihrer Ankunft zu Bett zu schicken, was sie hiermit gehorsamlichst gethan haben wolle. So ging denn Eva in ihr Zimmer.

Jetzt erst war sie allein. O, der Stunden solcher Haltlosigkeit, solchen Schmerzes, wenn der Sturm der Leidenschaft an unserer Seele rüttelt, daß sie bis in ihre innersten Fasern bebt und erschauert! Längst war die Nacht herein gebrochen, bevor das junge Mädchen sich auf sich selbst besann. Draußen rauschte ein warmer, dichter Regen hernieder, den die verdurstete Erde gierig in sich auffog; zuweilen wehte der Nachtwind heftiger auf, dann klatzten einzelne große Tropfen an die Scheiben, als tappe ein unsichtbarer Finger an das Glas. Eva riß die Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. Schwarz und geheimnisvoll war die Nacht, so dunkel wie ihr eigenes Leben. Spät erst legte sie sich nieder, und, aus gräßlichen Träumen aufgeschreckt, fand sie nicht eher Ruhe, als bis zwischen den nässertiefenden Bäumen des Gartens die ersten lichten Wolkenstreifen den Anbruch eines neuen Tages verkündigten.

Ein lauter Schrei weckte sie. Paula war es, die ihn ausstieß und die fortfuhr zu jammern, als müsse ihr das Herz brechen; dazwischen tönte ängstlich und beschwichtigend die Stimme der Diakonissin. Im Nu war Eva in ihren Kleidern und öffnete die Thür zur Krankenstube.

"Ist es wahr, daß Sie weggehen?" rief Paula ihr entgegen. "Ist es wirklich wahr?"

"Behüte! Kein Gedanke daran!" entgegnete Eva mit einer Ruhe, die sie nur mühsam erheuchelte, denn voll Entsetzen erinnerte sie sich der Warnung des Arztes, daß die kleinste Aufregung hinreichen könne, das Kind zu töten.

"Ach, Sie wollen es mir nur verheimlichen, und eines Tages werden Sie fort sein!" schluchzte die Kleine.

Eva bot alles auf, um dem Kinde diesen Glauben auszureiben. Aber Paula hatte gehört, wie das Stubenmädchen, welches der Diakonissin den Morgenkaffee brachte, auf des Kindes Erkundigung, ob das Fräulein schon wach sei, der pflegenden Schwester zugesüßelt hatte: "Wie wird sie denn die Trennung überstehen? Fräulein Müller geht zum 1. Juli weg."

Lange setzte Paula Evas Versicherungen, daß sie bei ihr bleiben werde, verzweiflungsvollen Unglauben entgegen, erst als sie zugab, daß sie wirklich einmal vor ein paar Wochen die Absicht gehabt, diese Stellung zu verlassen, sich später aber eines anderen besonnen habe, gab sich das Kind zufrieden. Doch schon als sich die Diakonissin verabschiedete, lag es in wildem Fieber und verfiel noch im Laufe des Vormittags in Phantasien.

Doktor Burkhard, der früh und gegen Abend heranzukommen pflegte, war außer sich über den Zwischenfall; auch über Evas Aussehen schüttelte er den Kopf und nannte sie mit Bezug auf die offenbar schlaflos verbrachte Nacht "einen unfolgsamen Eigensinn". Sorge und Aufregung klang aus jedem seiner Worte.

"Es steht sehr schlimm mit der Kleinen," meinte er, als er im Begriff war, zu gehen. "Wie sagt der alte Luther? 'Mit unsrer Macht ist nichts gethan.' Leben Sie wohl und geben Sie mir die Hand. Armes Kind, ich sagte Ihnen im

voraus, es würde eine schwere Zeit für Sie werden. Mütterliche Pflichten! Ich fürchte, wir erleben uns beide keine Freude in unserer Elternstellung, Eva. Aber immer Mut! Sie wissen, ich glaube an Wunder.“ Und er sah auf den Türkisenring an seinem kleinen Finger und ging.

In Zeiten der Not wachsen unsere Kräfte ins Riesenhafte. So viel Schwers Eva in ihrem jungen Leben bereits erfahren, nie hatte sie eine so aufreibende Seelenangst empfunden wie in diesen nächsten Stunden; die Verantwortung für Paulas Leben den abwesenden Eltern gegenüber schien ihr jetzt einzig und allein auf ihren Schultern zu ruhen. Dennoch verlor sie nicht eine Minute hindurch ihre äußere Fassung, und so oft das Kind aus seinem Zustande der Bewußtlosigkeit aufwachte, traf es auf einen ermutigenden Blick und ein liebevolles Trostwort bei seiner Pflegerin.

Mittags kam der Arzt zurück. Die Kranke sprach schon wieder irre, murmelte etwas vom Paradiese und lachte wie in innigster Glückseligkeit. Mit furchtbarem Ernst beugte Burkhard sich über sie, ergriff ihre beiden Handgelenke und sagte laut: „Paula, wo bist du?“ Nun wurde sie ruhiger und öffnete nach einer Weile die Lider.

„Es ist so dunkel hier,“ sprach sie langsam. Zu Füßen ihres Bettes stand Eva, auf ihr ruhten des Kindes Augen erst zärtlich, dann mit plötzlicher Pein.

„Sieber Herr Doktor,“ bat Paula mit schwerer Zunge, „halten Sie sie fest.“

„Wen?“ fragte er.

„Das Fräulein. Lassen Sie sie nicht fortgehen...“

„Nie im ganzen Leben, Paula, das verspreche ich dir,“ antwortete er feierlich.

Da verbreitete sich über des Kindes Antlitz ein wunderbares Lächeln. Mit vergehendem Blick sah das junge Mädchen, wie die Scharlachröthe der Haut erblühte und die Züge sich veränderten. Burkhard stand über das Bett gelehnt und rührte sich nicht. Plötzlich hob er die Hand und strich leise über Paulas gebrochene Augen, dann erst richtete er sich auf.

„Kommen Sie hierher, Eva,“ sprach er sanft, „aber weinen und klagen Sie nicht. Vielleicht scheidet die Seele langsamer vom Körper, als wir annehmen, wir wollen sie durch unsern Schmerz nicht beunruhigen.“

Eva sank schweigend neben dem Bettrande nieder. So war denn alles zu Ende! Um sie herum und in ihr wurde es Nacht, nichts fühlte sie, als daß die Pforten auch des zweiten Paradieses sich vor ihr geschlossen hatten.

„Fassen Sie sich,“ hörte sie Burkhard beschwörend sagen, doch klang seine Stimme wie aus weiter Ferne. Nach einer Pause, während deren sie in einer seligen, klingenden Unendlichkeit zu schweben glaubte, war es ihr, als hebe sie jemand empor, als poche ein dumpfer, sich schnell und regelmäßig wiederholender Ton an ihr Ohr, als flüstere über ihr eine weiche, tiefe, mitleidige Stimme. Nun kam ihr die Erinnerung an die Wirklichkeit, sie sah verstört auf und in Burkhard's Augen, welche dicht über den ihrigen in Thränen funkelt. Sofort ließ er Eva aus seinen Armen und in einen Sessel gleiten.

„Gott hat es gut mit dem Kinde gemeint,“ sagte er bewegt, „das Leben wäre ihm bitterer gewesen als dieser Tod.“ Sie nickte; dann gedachte sie der Abwesenheit der Mutter und rang in stummer Verzweiflung die Hände.

„Ich übernehme es, beide Eltern von dem Geschehenen zu benachrichtigen,“ sagte Burkhard neben ihr, als lese er die Gedanken von ihrer blauen Stirn. „Sie selbst möchte ich ersuchen, in Ihr Zimmer zu gehen, es taugt nichts für Sie, hier zu sitzen und auf die arme Paula zu starren, als könnten Sie sie dadurch von den Toten auferwecken. Ein wahrhaft seliges Ende ist ihr geworden! Und phantasierte sie nicht zuletzt vom Paradiese?“

„Ich hatte ihr gestern ein Märchen davon erzählt,“ erklärte Eva eintönig mit jener Ruhe, die ein großer Schmerz in uns erzeugt, erhob sich mühsam und wankte in ihre Stube.

Ein paar Stunden später kam Frau Hertwig. Eva hörte sie bei der Leiche eintreten, weinen und leise mit sich selbst reden — Worte der Anklage, der Reue? Wer wollte sagen, was in dem Herzen dieser Frau vorging!

Dann kam sie zu Eva herein, umarmte sie unter Thränen und dankte ihr; wofür, begriff diese nicht. Sie war wie betäubt, bewegte sich nur schwerfällig und folgte zuletzt Frau Hertwigs dringendem Rat, sich niederzulegen. Nun versiel sie in einen tiefen Schlaf, von dem sie erst spät am nächsten Morgen nach einer sonderbaren Erscheinung aufwachte. Ihr träumte, sie sähe das Kind wie damals vor dem Ausbruch des Scharlachfiebers auf dem Fußbänkchen sitzen, eingehüllt in das weiße Tuch, auf seinen Knien jedoch nicht das Märchenbuch, sondern die große Puppe. Und plötzlich erhob es sich und wuchs und wuchs, bis es als schöner, leuchtender Engel da stand; das Tuch hatte sich in ein weites Kleid verwandelt und die Puppe in den Leichnam der kleinen Paula. Nun spannte der Engel seine Flügel aus und flog langsam mit dem Kinde aufwärts, einem goldenen Thore zu, das offen in den Wolken schwebte. Dort hielt er an, die tote Paula richtete sich empor, lächelte zu Eva nieder, welche beide Arme sehnsüchtig nach oben streckte, öffnete das Händchen und ließ einen Gegenstand herabfallen, der auf ihren Finger glitt. Es war ein Ring, und als Eva staunend von diesem wieder nach oben blickte, war die Erscheinung verschwunden, und Eva erwachte.

Nun erst fand sie Thränen und in die Klage um ihren toten Liebbling mischte sich ein anderer Schmerz, ein wildes, trotziges Weh, um nichts gemildert durch das Bewußtsein, daß ihr eigener unumstößlicher Wille es war, der diesen Stachel in ihr blutendes Herz drückte.

(Schluß folgt.)

Sprüche und Sinngedichte.

Von Otto von Reigier.

Magst alles werfen in des Lebens Fluten,
Nur eins halt fest: die Sehnsucht nach dem Guten.

Ein Bäcklein sprach mit Selbstbehagen:
„Ich Starcker kann den Sturm ertragen!“
War nur zu leicht zum Wellenschlagen.

Solange hier du lebst, beeile dich,
In deines Wesens Teile teile dich;
Dann wird das Ich des toten Gesterns Heute,
Das Selbst dich führt himan zum ew'gen Heute.

Weibliche Erziehung.

Von Dr. jur. Gustav Strehle.

Nachdruck verboten.

Derufene und Unberufene erörtern fast in allen gebildeten Völkern mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit Fragen der Erziehung und des Unterrichts; recht wild tobt oft der Kampf des alten humanistischen Gymnasiums gegen die Anhänger einer mehr realistischen Richtung, und andere fordern wieder, daß die Vorbildung zu allen höheren Berufen eine einheitliche sei, die Einheitschule ist das Panier, um welches sie sich scharen. Behmütig ertönen die Klagen derjenigen Anstalten, denen manche Berechtigungen verweigert sind, und die Unterrichtsministerien haben einen schweren Stand, weil sie den vielfachen Anfragen und Vorstellungen der einzelnen Richtungen Rede und Antwort stehen müssen und sich doch mit Recht scheuen, das in geschichtlicher Entwicklung erwachsene einzureißen und Neues an dessen Stelle zu setzen, ohne die Gewißheit zu haben, daß Segen daraus entstehen wird. Sicherlich haben alle diese verschiedenen Bestrebungen einen berechtigten Kern, und bei der fortschreitenden Erkenntnis wird man sich dem Vertrauen hingeben dürfen, daß man schließlich die richtigen Wege zu einer vervollkommenen Ausbildung unserer Jugend finden wird.

Merkwürdig und bedauerlich zugleich ist es jedoch bei diesem allgemeinen Wettstreit um die Grundzüge des Unterrichts und der Erziehung, daß sich derselbe fast ausschließlich mit der männlichen Jugend beschäftigt. Von der besseren Ausbildung des weiblichen Geschlechts ist selten die Rede, als ob dieselbe von geringerer Bedeutung sei. Dies ist um so wunderbarer, als man auf der anderen Seite, ganz abgesehen von sogenannten Emanzipationsgelüsten, die soziale und rechtliche Stellung der Frauen zu einer wesentlich freieren gemacht hat. Den Juristen dürfte die Neigung, unberechtigten Forderungen der Frauen zu weit entgegenzukommen, am wenigsten anhaften, und doch bereiten dieselben in Deutschland eine erhebliche Erregung für das weibliche Geschlecht vor. Der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs schlägt nämlich unter der lebhaften Zustimmung aller deutschen Rechtsverständigen, auch der außerhalb der Grenzen des Reiches, vor, die von den Römern überkommene „väterliche“ Gewalt zu Gunsten einer „elterlichen“ abzuschaffen, an welcher die Mutter auch teil haben soll. Ja, nach dem Tode des Vaters geht die elterliche Gewalt allein auf die Mutter über, sobald eine Bevormundung nur bei Doppelwaisen eintreten würde. Der deutsche Juristentag, auf welchem bekanntlich auch die Oesterreicher vertreten sind, billigte diese Aenderung und erkannte den deutschen Frauen einstimmig die erforderliche geschäftliche Befähigung zu der Aufgabe, ihre Kinder selbständig zu erziehen, zu, die moralische Befähigung war natürlich über jeden Zweifel erhaben. Die Frauen sind für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts wohl von größerer Wichtigkeit als die Männer, sollte es da nicht angebracht sein, gerade der Ausbildung unserer weiblichen Jugend die allergrößte Sorgfalt zuzuwenden? Und doch finden wir gerade auf diesem Gebiet die merkwürdigsten Verfehlungen, und die Gefahr ist da, daß die Frauen der gebildeten Stände in Zukunft zu ihren Aufgaben weniger tüchtig werden dürften, obwohl eine innere Notwendigkeit hierzu nicht vorliegt!

Mit Recht beklagt man es, daß die Frauen unserer Arbeiter vielfach ihrem eigenen Berufe entzogen werden, daß die Not des Lebens sie zwingt, außer dem Hause dem Erwerb nachzugehen. Die Gesetzgebung der gebildeten Völker wird sich der Aufgabe, eine mögliche Milderung dieses Notstandes zu schaffen, in den kommenden Jahren widmen müssen, denn derselbe ist allgemein anerkannt. Auch heute schon suchen edle Frauen die Uebelstände auszugleichen, welche eine notwendige Folge der industriellen Arbeit der Frauen sind. Man sorgt für deren Kinder, die ohne genügende Aufsicht sind, durch Gründung von Kindergärten und bemüht sich, den Mädchen im Anschluß an die Volksschule eine hauswirtschaftliche Ausbildung zu ermöglichen. Noch in ihren letzten Lebensjahren hat die Kaiserin Augusta sich mit diesen Fragen beschäftigt, und ihre Anregungen sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Und doch ist eine solche Massenausbildung nur ein Surrogat für die Erziehung und Anleitung der heranwachsenden Töchter durch die Mutter, sie ist infolge der veränderten Verhältnisse notwendig geworden. Diejenigen Stände, in denen die Mütter durch nichts behindert werden, ihre Aufgaben zu erfüllen, sollten daher an den bisherigen Mitteln und Wegen der hauswirtschaftlichen Erziehung der weiblichen Jugend festhalten; leider geschieht dies nicht, und man muß hierin einen bedenklichen Uebelstand erkennen, der sich hauptsächlich in den größeren Städten zeigt.

Das junge Mädchen der gebildeten Mittelklassen wächst heute, nachdem es die Schule verlassen hat, in einem sorglosen Getümel mit allerhand Kunstfertigkeiten auf, welche Herrscherin Mode gebieterisch verlangt. Ist die noch immer sehr beliebte musikalische Ausbildung infolge mangelhafter Befähigung völlig unansführbar, so muß, um der jungen Dame in der Gesellschaft Geltung zu verschaffen, etwas anderes an deren Stelle treten. Hauptächlich ist es die Malerei, in welcher arg gesündigt wird. Kein Stoff, sei es Porzellan, Majolika, Holz, Leinwand ist vor den schlanken Fingern sicher, und mitunter recht zweifelhaftes Erzeugnisse „schmücken“ die elterliche Wohnung oder werden für das spätere eigene Heim aufbewahrt. Vielfach hat noch die Lehrerin den Löwenanteil an der Herstellung des Kunstwerkes, und selten wird diese Fertigkeit, welche

das Mädchen sich erworben, von der Frau weiter geübt, ein Zeichen, daß die Beanlagung für dieselbe gar nicht vorhanden war. Neben diesen Fertigkeiten gehört aber „allgemeine Bildung“ zum guten Ton. Nun ist es recht schwierig für ein kaum dem Vachschalter erwachsenes Mädchen, sich über verschiedene ästhetische oder das Gebiet der Philosophie berührende Fragen zu unterrichten, ja viele derselben bleiben ihm unverständlich oder liegen seinem Gedankengange völlig fern. Aber es hilft nichts. Cyklen von Vorträgen für junge Damen giebt es in allen großen Städten, dieselben werden von 16—18-jährigen Mädchen eifrig besucht, und eine mosaikartige Sammlung von Schlagwörtern ist das Ergebnis derselben. Man kann über Richtungen der Litteratur zc. mitsprechen, wenn man dieselben auch nicht zu erfassen vermag. Wenn schon diese Scheinbildung an sich ein Uebel ist und zu falschen Ansichten über den eigenen Geisteszustand verleitet, so hat dieselbe infolgedessen noch einen sehr bösen Nachteil, als sie dem wirklichen Eindringen in Fragen von allgemeiner Bedeutung bei reiferem Verstande hinderlich ist und so bildungsfeindlich wirken muß.

Von einer Ausbildung in hauswirtschaftlicher Beziehung ist zunächst gar nicht die Rede, das junge Mädchen soll seine Jugend genießen, worunter man dieses Mischmaß von Geelligkeit und die oben erwähnten Beschäftigungen versteht. Erst wenn Aussicht vorhanden ist, daß die junge Dame sich verlobt, wird daran gedacht, daß dieselbe sich die Befähigung erwerben muß, einen eigenen Hausstand zu führen. Zu der Väter Zeiten, ja noch später, wanderte dann das junge Mädchen unter Anleitung der Mutter durch Küche und Keller und wurde eingehend über alles unterrichtet, damit es nicht im eigenen Heim ratlos den Dienstboten verfallend und sich mühsam die erforderlichen Kenntnisse in der Praxis und durch eigenen Schaden erwerben müsse. Heute ist es anders geworden, und zwar auch durch die Allbeherrscherin Mode. Es ist heute erforderlich, daß das junge Mädchen, ebenso wie es „Vorträge“ besucht, in Koch-, Näh-, Stick-, Tisch- zc. Stunden geht und so etwa ein halbes Jahr hindurch die verschiedenen Zweige der hauswirtschaftlichen Tätigkeit kennen lernt. Wir wollen nicht leugnen, daß man auch auf diesem Wege sich nützliche Kenntnisse verschaffen kann, aber sie sind schwer kontrollierbar, und dann stehen sie unermittelt nebeneinander, einmal weil sie an verschiedenen Stellen erworben werden, und dann, weil das junge Mädchen nicht lernt, sie in der Schule des Haushalts zu verwerten. Der jungen Dame fehlt die notwendige Uebersicht, sie ist keine praktische Hausfrau geworden und weiß sich nicht in den verschiedenen Vorkommnissen einer Haushaltung zurechtzufinden, wie sie es wissen würde, wenn die Mutter sie in alle diese Obliegenheiten eingeführt hätte. So muß sie die fehlenden Bindeglieder durch eigenes Nachdenken finden, muß lernen, das unangenehme klappernde Geräusch der Haushaltungsmaschine zu mildern, und es wird längere Zeit vergehen, bis sie hinter diese Geheimnisse gekommen ist, wenn sie nicht frühzeitig mutlos wird und die Flinte ins Korn wirft.

Dies ist alles eine Folge unserer Sucht, die Elemente der Bildung und Erziehung außer dem Hause zu suchen, und unsere Hausfrauen sollten erkennen, daß sie weit besser als jene Institute in der Lage sind, ihre Töchter in ihre zukünftigen Pflichten einzuführen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mütter des herangewachsenen Geschlechts demselben in wirtschaftlicher Beziehung im allgemeinen überlegen sind. Die Anforderungen, welche heute allseitig an das Leben gestellt werden, sind gestiegen, und um dieselben zu befriedigen, bedarf es einer Steigerung der wirtschaftlichen Befähigung des weiblichen Geschlechts, einer Steigerung, welche wir auf dem beschriebenen Wege nicht erreichen werden.

Wir wollen aber nicht in den Verdacht geraten, als ob wir es nicht billigten, daß unsere jungen Damen sich mit Musik und Malerei beschäftigen, als ob wir ihnen die Schätze der Litteratur verschließen und sie lediglich in die Küche sperren möchten. Wir verwerfen nur, daß auf dem Gebiete der geistigen Tätigkeit und Ausbildung die Mode ausschließlich ihren unheilvollen Einfluß ausübt, welche von jeder die Individualität zerstört hat. Es wird heutzutage in der That nicht gefragt, nach welcher Richtung hin eine wirkliche Beanlagung vorhanden ist, sondern das Beispiel anderer bestimmt. Anstatt genau die Neigung des jungen Mädchens zu erforschen und ein vorhandenes Talent zur möglichsten Ausbildung, zu einer unschätzbaren Mitgabe fürs Leben zu fördern, bewegt man sich auf den ausgetretenen Geleisen der Mehrheit, und wenn Fräulein Anna Müller Musikunde erhält, darf Fräulein Erwine Schulz nicht zurückbleiben, ohne Rücksicht darauf, ob Aussicht vorhanden ist, daß sie über eine leicht zu erwerbende, aber auch ebenso wertlose wie äußerliche Fertigkeit hinauskommen wird.

Ein köstlicher Besitz ist eine wohlausgebildete Stimme, wenn dieselbe mit einem verständnisvollen, empfindenden Vortrage gepaart ist, aber der Vortrag eines Salonliedchens mit mangelhaften Mitteln ohne Seele ist eine Pein, welche nur die Galanterie der jungen Männerwelt mit einem unterdrückten Seufzer, aber unter Lobeserhebungen erträgt.

Vor allen Dingen ist es ein Erfordernis, daß unsere junge Damenwelt in gründlicher Weise in die Pflichten der Hausfrau eingeführt wird, daß sie ihre Aufgabe, Behagen um sich zu verbreiten, zu erfüllen vermag. Diese Ausbildung entspricht der beruflichen Tätigkeit des Mannes. Ebenso wie der Mann, aber nicht jeder Mann, außer seinem Berufe besondere Neigungen in künstlerischen oder wissenschaftlichen Beziehungen hegen kann, so ist auch nicht jede Frau besonders veranlagt, was natürlich ihrem persönlichen Werte, der in ihrem Gemüte liegt, keinen Eintrag thut. Die Flitter, mit denen sich unsere junge Damenwelt, der Mode gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, verkrämt, verblaffen sehr bald, denn die Erkenntnis ihrer Wertlosigkeit bleibt nicht lange aus, wogegen das echte Gold des wahren Talentes bis in das Alter gerettet wird. Die Ausübung eines wahren Talentes gewährt dem Geiste Befriedigung, ja sie ist ihm ein unabweisbares Bedürfnis, sie erfrent die Umgebung, verschönt das Haus und knüpft ein neues Band zwischen den Mitgliedern der Familie.

Mögen darum die Versuche, Fertigkeiten zu erwerben, welche der Mode wegen und sehr oft aus Eitelkeit unternommen werden, in Zukunft vom Programm der weiblichen Erziehung verschwinden, die Frauen werden dabei keinen Schaden erleiden, und die unnützen Zwecke geopferte Zeit kann der Aneignung wahrer Bildung dienlich gemacht werden. Mehr Wahrheit, weniger Schein muß die Lösung für die Zukunft auch auf diesem Gebiete heißen.

Deutsche Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Von Heinrich Hart.

Nachdruck verboten.

I.

Der Anteil, welcher im literarischen Schaffen der Gegenwart auf die Frau fällt, ist in fortwährendem Wachsen begriffen. Noch immer erhebt sich der Mitte des weiblichen Geschlechts kein führendes Genie, das neue Bahnen bricht und auch die höchsten Gipfel der Dichtung dem Manne streitig macht, aber der Gedanke läßt sich nicht mehr abweisen, daß die geistige und ästhetische Schulung, die heute mehr denn je ein so großer Teil der Frauen durchmacht, auch in dem Weibe nach und nach jene kühne Entschlossenheit, jene auf große, unwälzende Thaten gerichtete Begeisterung zeitigen und reifen wird, welche das Genie und den Reformator befeuert. Eine aufsteigende Linie des Wollens und der Befähigung ist schon jetzt unverkennbar. Eine Fülle weiblichen Talents, hier von markiger Eigenart, dort von feinerem durchgeistigtem Gepräge, wächst um uns her, wächst um uns auf. Ja, es läßt sich behaupten, daß der Durchschnitt der literarisch schaffenden Frauen eine höhere Summe von Begabung darstellt, als der Durchschnitt der schriftstellernden Männer; von diesen nehmen einige einen höheren Flug, aber weit mehr stehen auf einem tieferen Niveau als im allgemeinen die Frau. Es bedarf nur eines oberflächlichen Einblicks in die Romanliteratur unserer Zeit, um zu erkennen, daß die große Masse des ganz Alltäglichen, Kleinlichen und Thörichten von männlichen Autoren ausgeht, während an dem Besseren und Bedeutenden die Frau in reichem Maße beteiligt ist, als der Zahl der Schaffenden entspricht. Freilich bethätigt sich die Eigenart des Weibes nur auf begrenztem Gebiete; ebenso wie es nur in gewissen Künsten, vor allem in der Malerei Hervorragendes leistet, während es in der Plastik, und seltsamer Weise auch in der Musik fast gar nicht schöpferisch thätig ist, so beschränkt es sich auch in der Poesie selbst der Hauptsache nach auf zwei Feldeb: auf die Lyrik und auf die Prosaerzählung. Und zwar vorwiegend auf die letztere. Ein gewisses Behagen am Genrebildlichen, am Ausmalen des Kleinen und Zierlichen, sowie die warme Teilnahme an den Leiden und Freuden des Lebens, das uns umgiebt — beides spricht sich ja im Roman am leichtesten aus — mögen die Gründe jener Erscheinung bilden. Und der Erfolg zeigt von der richtigen Wahl, welche die Frau getroffen hat. Die Frau ist vielleicht weniger geeignet, das Leben zu leiten und zu beherrschen, um so besser aber imstande, es scharf eindringend zu beobachten; das hat ihr die Möglichkeit gegeben, zu dem Realismus, der heute siegreich die Literatur erobert, von vornherein die günstigste Stellung einzunehmen. Die Erzählerinnen der Gegenwart sind fast sämtlich Realistinnen im guten Sinne des Wortes, sie suchen sowohl das Leben treu abzuspiegeln, wie auch die Charaktere psychologisch zu vertiefen. Ein innerliches Streben aber nach Harmonie bewahrt sie vor den Extremen und Auswüchsen des Realismus, und auch in Hinsicht der Form gehen sie einen ansprechenden Mittelweg; ihr Stil hat im allgemeinen nichts Glackerndes, Unruhiges, sondern zeigt von feiner, gleichmäßiger Arbeit, er strebt mehr nach Klarheit und Reinheit, als nach Größe. Die Mängel, welche diesen Vorzügen gegenüberstehen, beruhen fast alle auf dem einen: auf einer gewissen Neigung zum Uebersüßlichen, die das Bedeutende leicht mit dem bloß Schillernden verwechselt und romanhaften Effekten nicht genug aus dem Wege geht. Die Darstellung von Empfindungen artet nur zu häufig in Empfindelei aus und die Kunst in Künstelei. Das alles soll nun keineswegs belegen, daß die Begabung unsrer Erzählerinnen nach einer Schablone zugeschnitten sei; bei den einzelnen treten die Unterschiede voneinander ebenso kräftig hervor wie die Gemeinsamkeitszüge. Immerhin lassen sich Gruppen unterscheiden, deren Glieder durch Ähnlichkeiten des Schaffens und Strebens miteinander verbunden sind. Zwei solcher Gruppen entstehen schon durch die geographische Scheidung: eine norddeutsche und eine süddeutsche, beide trennt aber auch, von Ausnahmen hüben und drüben abgesehen, das Temperament. Bei den norddeutschen Schriftstellerinnen wiegen Züchtigkeit und Wärme vor, und die Konflikte entspringen mehr aus geistigen und seelischen Verirrungen, die süddeutschen sind im allgemeinen glänzender, sprühender, aber auch oberflächlicher, und das brennend Leidenschaftliche spielt bei ihnen die größte Rolle. Unter den Norddeutschen ist wiederum eine Scheidung möglich nach dem stärkeren oder geringeren Ueberwiegen der Tendenz; die einen beschränken sich auf die Darstellung von bloßen Gemütskonflikten, auf das Ausspinnen interessanter Fabeln und Geschichten, das Familienleben bildet ihr eigentliches Stoffgebiet; die anderen verknüpfen mit ihren Erzählungen die verschiedenartigsten Tendenzen in gesellschaftlicher, ethischer und manchmal selbst politischer oder religiöser Richtung. An Uebergängen fehlt es natürlich nicht.

Ganz fern von aller Tendenz hält sich eine der Altmeisterinnen deutscher Erzählungskunst, Elise Polko; auch zum Realismus hat sie kaum irgendwelche Beziehung, eher steht sie unter dem Einflusse der Romantik. Im Grunde genommen hat es aber wenig Sinn, die jetzt Sechundssechzigjährige mit literarischen Parteibezeichnungen in Zusammenhang zu bringen. Sie gehört zu jenen Mäiven, jenen Naturerzählerin-

nen, die mehr das überquellende Herz zum Schaffen treibt als die nach Gestaltung ringende Phantasie, und den Grundzug ihrer literarischen Eigenart bildet nicht die kunstvollendete Durcharbeitung, sondern die leichte, lebensvolle Plauderei. Elise Polko plaudert auch mit der Feder, sie erzählt, wie eine Mutter ihren Kindern erzählt, und wie der Form, so ist das, was sie darbietet, auch dem Inhalt nach stets sinnig, gemütvoll und zart. Zugleich aber liebt sie das Bunt-Phantastische und entnimmt daher ihre Stoffe vorwiegend dem Künstlerleben und dem Leben in der Kunst, das sie gern märchenhaft zu zu verklären sucht. Hier ist denn auch die Quelle ihrer lebenswürdigsten und bekanntesten Schöpfungen zu finden; ich nenne nur die Phantasien und Skizzen „Musikalische Märchen“, sowie die Romane „Faustina Haffie“, „Betteloper“ und „Alte Herren“. Ihr Leben ist schon oft geschildert worden, ich erinnere deshalb nur daran, daß sie früh eine lebhaftige Neigung zur Musik und zum Theater zeigte und noch sehr jung in künstlerischen Kreisen herzliche Aufnahme fand. Aus dem innigen Verkehr mit bedeutenden Männern erwuchsen ihr reiche Anregungen, besonderen Einfluß gewann auf sie Felix Mendelssohn-Bartholdy. In die Öffentlichkeit trat sie nicht zuerst als Schriftstellerin,

Zu dem jüngeren Geschlecht leitet über Elisabeth Bärstendiner, deren Ruf die „Gartenlaube“, in welcher sie als E. Werner aufzutreten pflegt, begründet hat. Was sie auszeichnet, ist eine lebhaftige Erfindungskraft und ein großes Geschick, ihre Erzählungen fast dramatisch aufzubauen. In den besten derselben, wie „Am Altar“, „Glück auf“, „Gesprenzte Fesseln“ nimmt sie überdies Stellung zu den bewegenden Fragen der Zeit, und stets im Sinne geistiger und sittlicher Freiheit. Was ihr fehlt, ist ein scharfes Wirklichkeitsvermögen, ihre Gestalten wie die Handlung ihrer Geschichten tragen im Durchschnitt das Gepräge des Romanhaften und des nur in der Phantasie Geschauten; es ist, als ob sie mehr aus Büchern, denn durch Lebensbeobachtung gelernt hätte. Diese Wahrnehmung scheint bestätigt zu werden durch das, was aus ihrem Leben bekannt geworden ist. Sie ist die Tochter eines Berliner Kaufmanns, der ihr in Gemeinschaft mit der feingebildeten Mutter eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ, sie aber von aller Geselligkeit fernhielt. Ihr Leben hat sie fast ganz in stiller Zurückgezogenheit in Berlin, wo sie noch heute bei ihrer Mutter weilt, verbracht, durch kein Ereignis sonderlicher Art gestört. Geboren wurde sie am 25. November 1838.

Zu den bedeutendsten Charakterköpfen der Gegenwart, die Dichter männlichen Geschlechts nicht abgerechnet, gehört Sophie Jungmans. Ihre Romane verraten nur durch wenige Züge, daß eine Frau sie geschaffen hat. Sie ist eine Realistin in der Art Gustav Freytags und George Eliots, an beiden scheint sie sich denn auch gebildet zu haben; ihr Empfinden ist stets ein starkes, gesundes und ungekünsteltes, und außerdem zeigt ihr Schaffen von reger, allen Geistesfragen gewachsener Gedankenarbeit. Ihre Schreibweise ist klar, gedrungen und lebendig, weniger farbig und bilderreich, der eigentliche Wert ihrer Schöpfungen aber liegt in der tief eindringenden Charakteristik und in der sicheren Zeichnung gesellschaftlichen Lebens in Gegenwart und Vergangenheit. Ihr eigenes Leben bietet wenig Bemerkenswertes. Geboren wurde sie am 3. Dezember 1845 zu Kassel als älteste Tochter des kurhessischen Hofrats Justinus Jungmans. Mit dem Tode ihres Vaters, 1860, schloß eine glückliche Kindheit für sie ab. Einen entscheidenden Einfluß auf ihre geistige Entwicklung hatte ein mehrjähriger Aufenthalt in England. Im Jahre 1871 erschien ihr erster Roman „Verstorbene Stunden“. Zu Studienzwecken hielt sie sich sodann geraume Zeit in Italien auf und vermählte sich in Rom mit dem Professor Joseph Schuhmann. Die Ehe war jedoch nicht von langer Dauer, bereits nach zwei Jahren erfolgte die gerichtliche Scheidung. Inzwischen war Frau Jungmans nach Kassel zurückgekehrt,

wo sie noch heute lebt, ganz dem literarischen Schaffen hingegeben. Für das Eigenartigste und Köstlichste, was sie bisher veröffentlicht hat, muß ohne Zweifel gelten die geschichtliche Erzählung „Heldbuntel“ und der Roman, in dem die Gestaltungsgabe der Verfasserin sich am deutlichsten offenbart, „Der Berggrat“.

Verwandt im Streben nach Wahrheit und Größe ist der Hessin die Tochter der freien Reichsstadt Lübeck, Ida Boy-Ed. Sie ist geistreicher im Sinne des französischen Sprit, in ihrem Denken tiefer, freier und moderner als Sophie Jungmans, aber auch sprunghafter, unklarer und nicht immer so tief und gründlich wie diese. Beide Frauen verhalten sich zu einander wie Blut und Flamme, Charakter und Temperament, feste in sich ruhende Kraft und stürmischeres Ringen. Das gilt vom Inhalt, aber auch von der Form. Schon die Titel, die Ida Boy-Ed ihren Schöpfungen mit auf den Weg zu geben liebt, deuten auf ihr inneres Wesen hin. Da giebt es „Abgründe des Lebens“, „Männer der Zeit“, „Eine Lüge“, und zu den „Unverwundeten“ gefeilt sich stolz und starr das einfache und doch so vielbedeutende „Ich“. Immerhin ist auch von ihr zu urteilen, daß ein fast männlicher Geist in ihr lebt, der die Phrase wie alle konventionelle Halbheit und Verlogenheit haßt; dazu kommt eine durch Erfahrung und Weltkenntnis geschärfte Beobachtungsgabe, die sie zu einer Realistin in modernem Sinne des Wortes macht. Von ihrem Leben erzählt sie selbst einmal: „Ich bin jetzt (1888) fünfundsiebzig Jahre alt, verheiratete mich sehr jung und besitze ein glückliches, von vier Kindern belebtes Daheim. Wie viel mehr wäre es, wenn ich erzählen könnte, durch welche Kämpfe meine junge unerfahrene Seele gereifter wurde, so daß sie von schmerzlicher erworbener Lebenserfahrung anderen mitzuteilen versucht. Wie viel mehr wäre es, wenn ich ausrufen könnte, wie unaussprechlich wohl mir da und dort Liebe und Freundschaft gethan und mir geholfen hat, an das Edle zu glauben. Nein, man kann die Namen der unfreiwilligen Seelenbildner nicht hinausrufen, nicht die anklagen, die einem unfähig unrecht gethan... Das Recht, meiner Individualität zu leben, meine schriftstellerischen Pläne zu verfolgen, konnte ich mir erst nach Kämpfen voll äußerster Schwierigkeiten erringen. Deshalb bin ich um so stolzer auf mein Heim, in welchem sich die Schriftstellerin niemals der Hausfrau und Mutter vorandrängt. Wohl fühle ich, daß meine großen Pflichten mich verhindern und vielleicht immer verhindern werden, mein Talent zur vollsten Entwicklung zu bringen... Durch ein geringwertiges Buch schädigt man das Vaterland nicht, aber durch einen begabten, gut erzogenen Sohn kann man dem Vaterland nützen...“ Ich führe diese Worte an, weil sie den Charakter der Frau deutlicher erhellen, als selbst ein eingehendes Urtheil es vermöchte.



Luise François.



Elise Polko.



Ida Boy-Ed.



Sophie Jungmans.

sondern als Sängerin, und zwar auf der Bühne des Frankfurter Stadttheaters. Sie entsagte jedoch dem künstlerischen Berufe bald und vermählte sich mit dem Techniker Polko. Ihr Lebensabend ist ein friedlicher, und es verschönt ihn die Teilnahme weiter Kreise, besonders von Frauen, denen ihr Schaffen ja vor allem gewidmet war.

Ein ganz anderes Gepräge des Lebens wie des Dichtens zeigt die zweite Altmeisterin, die noch unter uns weilt, Luise von François. Sie ist geboren am 17. Juni 1817 in der Nähe von Weisensfeld als Sproß eines alten, kernfesten Adelsgeschlechtes, das der preussischen Armee manchen Feldherrn und guten Soldaten geliefert hat. Den Vater verlor sie früh, und sie verlebte daher ihre Jugend bei einem Oheim, dem General von François, nachdem sie durch einen treulosen Vormund ihr ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Später kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und lebte seitdem in Weisensfeld ein einsames, ganz innerliches, oft durch Krankheit gefährdetes Leben. In ihren Dichtungen spiegelt sich dies Leben wieder. Mit Vorliebe schildert sie Männer und Frauen des preussischen Adels, so in ihren Erzählungen „Die letzte Redenburgerin“ und „Der Ragenjunker“. Ein markiges Geschlecht wird in markigen Zügen gezeichnet, mit sinnlicher Frische und leuchtenden Farben. Eine fast männliche Kraft, die der Dichterin als Erbe ihrer Ahnen überkommen zu sein scheint, spricht sich in jenen Romanen aus; ein Erdgeruch von Wirklichkeit durchdringt sie von Anfang bis zu Ende, und eine Beimischung kernigen Humors erhöht ihre Bedeutung. Ueber anderen ihrer Schöpfungen liegt es dagegen wie der stille, klare und melancholische Glanz eines Herbstmorgens, und ein Hang zum Ueberhöhen, wie ein einsames Dasein ihn zu erzeugen pflegt, läßt sich nicht verkennen. In der Kraft der Gestaltung und dem großen Zug ihrer mit Lyrik gesättigten Epik gemahnt Luise von François in erfreulicher Weise an die Dichterin der roten Erde, an Annette von Droste-Hülshoff.



Die Werbung. Gemälde von Otto Seis.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Mütterchen.

Erzählung von John Paulsen.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Nachdruck verboten.

Ihre Eltern starben früh und hinterließen ein großes Vermögen. Sie war frei und unabhängig und nur zwanzig Jahre alt. Schön war sie nicht, aber das kleine, zigeunerhafte, schwarzäugige Antlitz hatte etwas Pitantes an sich, was die Herren fesselte. Die Schar von Anbetern wurde täglich größer. Aber es ging „Mütterchen“ — so wurde sie von ihren Angehörigen genannt — wie so vielen anderen jungen, reichen Mädchen, sie zweifelte an der Uneigenmützigkeit der Freier. Mißmutig fragte sie sich selbst: „Ist es der Vogel, den sie lieben und fangen wollen, oder ist es nur das goldene Bauer, das sie lockt?“ Aber der Vogel war so klein und allein, er saß hinter dem goldenen Gitter und sehnte sich.

Ein Jahr hatte sie auf Reisen zugebracht. Nun wohnte sie in der Hauptstadt bei ihrer älteren, verheirateten Schwester. Dort hatte sie gleichsam ein Heim. Die Schwester und der Schwager waren gut gegen sie — sie bezahlte reichlich für sich — und das Haus war luxuriös und gastfrei. Die Schwester spielte gern die Kunstfreundin und lud oft junge Künstler und Schriftsteller ein. Der Sonnabendabend, an dem sie kamen, hieß der „Bohème-Abend“, und „Mütterchen“ fand, er wäre der amüsanteste in der ganzen Woche. Der Ton war so frei und ungeniert, diese armen Künstlerseelen brachten so guten Humor mit, sie hatten für alles ein Lächeln übrig, selbst für Mißgeschick und Widerwärtigkeiten. Besonders gefiel ihr Frithjof Kramer, ein junger, tüchtiger Maler, welcher trotz all seines Talentes noch nicht durchgedrungen war. Er lebte in dürftigen Verhältnissen und hatte obendrein eine alte Mutter zu versorgen. Sie wußte, er war der beste Sohn und von allen seinen Kameraden gern gesehen.

Was sie zu ihm am meisten hinzog, war seine Bescheidenheit. Er schien von seinem Talente als Maler ebenso wenig zu wissen, wie von seinem seltenen Menschenwert. Stärker und stärker fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Schließlich erwies sie ihm eine Freundschaft, eine Auszeichnung, welche allen in die Augen fiel. Aber wenn er nun einmal so furchtbar war und kein Wort hervorbringen konnte, war es dann nicht ihre Pflicht, ihn zu ermuntern? Er war einige Jahre älter als sie, aber sie kam sich in ihrer Eigenschaft als Weib viel reifer und weislicher vor. Im Geheimen lächelte sie oft herzlich über seine liebenswürdige Unerfahrenheit und Verlegenheit. Ja, er war eine recht unpraktische Künstlernatur. Wenn jemand einer kleinen, verständigen und vermögenden Gattin bedurfte, so war es Frithjof Kramer.

„Mütterchen“, welche eine Zeitlang gekränkelt hatte, wurde ernstlich krank. Es wäre ein Wagenleiden von delikater Beschaffenheit und sehr gefährlich, meinte der Arzt, welcher verlangte, daß sie in ein Hospital gebracht werden sollte, da sie daheim in dem gesellschaftlich lärmvollen Hause der Schwester nicht die nötige Ruhe und Pflege haben könnte.

Sie bekam ein großes, hübsches und luftiges Zimmer für sich, mit Sonne und der Aussicht über die Straße nach einem Garten und grünen Feldern in der Ferne. Der eine Tag verging wie der andere, sie langweilte sich fürchterlich und hielt strenge Diät. Die Schwester besuchte sie jeden Tag etwa eine Stunde. Das war ihre ganze Zerstreuung. Die und da, wenn die Kräfte es gestatteten, las sie in einem französischen Roman.

Keiner ihrer jungen Freunde unter den Künstlern bekam Erlaubnis, ihr einen Besuch abzustatten, es wäre nicht komme il faut, meinte die Schwester, und dasselbe sagte die Diakonissin. Von Frithjof erhielt sie bisweilen einen Brief, welchen sie niemals las. Hinter der konventionellen, ein wenig unbeholfenen Form lag so viel Gemüth, so viel echte Theilnahme. Ein andermal sandte er ihr durch den Pförtner ein Bouquet Rosen, die schönsten gelben Theerosen, umschlungen von Benushaar. Und jeden zweiten Tag fragte er im Hause der Schwester wegen ihres Befindens nach. Ja, das war eine getreue Seele! Wie amüßant es sein würde, ihn wiederzusehen, wenn sie jetzt bald gesund würde.

Die Krankheit verschlimmerte sich indessen. Mütterchen, bis dahin vom Leben und den Verhältnissen auf den Händen getragen, verstand es nicht, den körperlichen Schmerz und die langsame Pein eines einseitigen Krankenlagers zu ertragen. Sie wurde mürrisch und schwer umgänglich und sprach beständig davon, daß sie fort wollte, zurück nach Hause, zu der Schwester. Dort würde sie sicher bald wieder gesund werden. Ja, wenn sie nur wieder nach Hause käme! In ihr eigenes, gemüthliches Zimmer mit dem weichen Bettchen und dem großen, tüllumwundenen Toilettenpiegel.

Die Diakonissin, eine ältliche, bigotte Dame mit verknöchertem Herzen, welche nur aus gekränkter Eitelkeit eine Welt verlassen hatte, welche ihrer längst überdrüssig geworden war, behandelte „Mütterchen“ streng, wie man ein unmartiges und widerspenstiges Kind behandelt.

Sie hatte durchaus keine Sympathie für das kleine, feine, verzärtelte Fräulein in ihrem Spitzenhemde, welches jeden Augenblick nach kostbaren Essenzen duftete, sich dagegen aber weigerte, die „abscheuliche“ Medizin zu nehmen und durchaus nicht in den ihr anempfohlenen religiösen Traktaten lesen wollte. Die Diakonissin moralisierte ihr zum Entgelt kräftig vor, plagte sie mit theologischen Auseinandersetzungen von der Gnade und der Befehring und ließ gleichzeitig die erste melancholische Todesahnung in Mütterchens Gemüth dringen, indem sie sie in einer verblühten Weise an die Vergänglichkeit von allem gemahnte, daß wir armen Menschen niemals voraus wüßten, wann unsere Stunde schlägt. „Heute rot, morgen tot.“

Mütterchen weinte bitterlich, als die Diakonissin ihr den Rücken kehrte, und beklagte sich am nächsten Tage bei ihrer Schwester. Sie liebte das Leben — sie war ja nur zwanzig Jahre alt — und hatte sich so viele schöne Zukunftspläne gemacht. Warum mußte denn diese böswillige Diakonissin ihr solche Schreckbilder vormalen.

Da hatte sie ihre Nachwarterin lieber, die alte Frau Sörensen, eine sanfte, rotwangige Dame mit Brille, welche das silberweiße Haar zierlich unter der Spitzenhaube geordnet trug. Die langen Nächte, in denen Mütterchen nicht schlafen konnte, verkürzte sie ihr durch ihr gutmüthiges Geplauder von allem Möglichen.

Frau Sörensen war seit einer langen Reihe von Jahren am Hospital und besaß gegenüber dem menschlichen Leiden die Abgestumpftheit eines alten, routinirten Arztes. Ihre nächtlichen Gespräche hatten in „Mütterchens“ Augen nur den Fehler, daß sie sich hauptsächlich um Operationen und Leichen drehten.

Alle traurigen Neuigkeiten von den anderen Krankenstuben brachte sie sogleich mit detaillirter Genauigkeit zu „Mütterchens“ Kenntniß, in dem guten Glauben, daß sie dadurch die Patientin zerstreute und interessierte. Aber das junge nervöse Mädchen schauderte vor Schreck, und der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn, wenn Frau Sörensen mit ihrem ständigen freundlichen Lächeln ihr erzählte, daß der Student, welcher im Nebenzimmer lag, von welchem sie nur eine dünne Wand trennte, jedoch unter gewaltigen Krampfzuckungen gestorben wäre und daß der alte schwedische Herr, ihr Nachbar auf der andern Seite des Korridors, sicher morgen früh seinen Geist aufgeben müßte. Er hätte bereits die Sprache verloren und wäre von den Ärzten aufgegeben.

Es war, als wenn der Geruch von verwesenden Leichen mit allen Schreckgestalten des Grabes im Gefolge die Stube erfüllte und ihr den Atem raubte. Ach, hätte sie nur aus dem Hospital entfliehen und wieder nach Hause kommen können! Aber die Schwester wollte nichts davon hören. Die Ärzte hatten ihr ja diese strenge Kur bestimmt verordnet, es war sicher zu ihrem Besten. Sie würde noch einmal der Schwester dafür danken, daß sie ihr nicht aus Schwäche nachgegeben.

Mütterchens Schwermuth wuchs. Es gab Zeiten, wo sie sich rein der Verzweiflung hingab, das kranke Hirn arbeitete und schuf gespensterartige Visionen, der Wahnsinn stand lauernd nahe. Dann kam die Reaktion, ermattet, ruhig lag sie da und überschaute nüchtern ihr Schicksal. Im Stillen, ganz langsam, gradweise machte sie sich mit dem schrecklichen Gedanken vertraut, daß es ihr wie den meisten anderen Patienten gehen, daß sie nur als Leiche das Hospital verlassen würde. Aber dann schien plötzlich die Sonne von einem blauen Himmel strahlend durch die weiße Gardine hernieder, es raschelte draußen in den hohen grünen Lindenbäumen, die Vögel sangen auf sich wiegenden Zweigen, ein Gruß von Frühling und Leben drang, berauschend wie Blumenduft, zu ihr in die große, nüchterne, nach Karbol duftende Hospitalstube herein, und sie verjagte alle dunklen Phantasien und gab sich mit geschlossenen Augen den Träumen von Jugend, von Lebenslust, von Glück und Liebe, von langen Reisen durch die große und schöne Welt an der Seite eines geliebten Mannes hin.

Lichte Erinnerungen aus der Vergangenheit drangen gleich zarten, beruhigenden Melodien auf sie ein. Frithjof war der Refrain von allen. Sie entsann sich des ersten Abends, da sie ihm begegnete, wie linksich er sich verbog hatte, und die tiefe Röthe, welche in dem Augenblick über sein bleiches Gesicht hinstrich; sie entsann sich der „Bohème-Abende“ in den warmen, eleganten Zimmern der Schwester, sie entsann sich, was sie gesagt hatten und was sie nicht gewagt hatten zu sagen, worüber sie gelacht hatten, wie er gekleidet gewesen — die Schlippschleife mit der römischen Perle hatte sich besonders ihrer Erinnerung eingepägt — und vieler kleinen, nur für sie und ihn interessanten Einzelheiten. So war er einmal mit farbenbeschnittenen Händen in Gesellschaft gekommen und hatte sich in ihrem Zimmer, an ihrem eigenen feinen Toiletentisch waschen dürfen, während sie ihn laut lachend betrachtete.

Aber ein Abend blieb ihr unvergesslich vor allen anderen. Sie hatten sich beide von den übrigen Gästen zurückgezogen und saßen allein in der „Najüte“, wie sie das kleine, grüne, vertrauliche Kabinett nannten, welches durch einen schweren Blüschvorhang vom Salon getrennt war. Die Lampe mit dem japanesischen Schirm verlieh dem Raume ein clair-obscur, welches gerade zu einem zärtlichen tête-à-tête paßte. Er saß in der Ecke auf dem kleinen Divan und rauchte eine Cigarette, während ein Glas Punsch vor ihm auf dem Tische stand. Sie rauchte ebenfalls und saß ihm gerade gegenüber im Lehnstuhl, gemächlich hingestreckt. Vom Salon her erklang Klavierpiel, der Walzer aus „Vocaccio“.

Aber weder die lustige Tanzmelodie, noch ihr heiteres Geplauder, noch die unbeholfene Art und Weise, in der sie rauchte — sie steckte bisweilen das angezündete Ende der Cigarette in den Mund und schnitt komische Grimassen — vermochte heute den Mißmut von ihm zu nehmen. Es war ihm augenscheinlich etwas Unbehagliches widerfahren. Sie forschte ihn in ihrer scherzhaften, liebevollen Art aus, und schließlich beichtete er ihr, widerstrebend. Ja, es waren ökonomische Sorgen. Eine größere Bestellung, auf die er sicher gerechnet hatte, war ihm entgangen und einem glücklicheren Kameraden übertragen. Aber er bedurfte gerade so sehr einer solchen Summe. Die Mutter mußte an einem der nächsten Tage die vierteljährliche Miete bezahlen, und das Portemonnaie war leer.

Sie beklagte ihn — sie wußte, wie schwer er und seine alte Mutter sich durchschlagen mußten, um nur den äußeren Schein bürgerlichen Wohlstandes aufrecht zu erhalten — wagte aber nicht, ihm Hilfe anzubieten, da sie sein Feingefühl und seinen Stolz kannte. Gerade weil er von ihr nicht leihen wollte, sprach er sich so offen aus. Das begriff sie.

„Wie verdrießlich ist es, daß alle Künstler so arm sein müssen!“ seufzte sie. „Ungleich verteilt sind die Güter des Lebens.“

„Ja, die Welt ist recht verdreht,“ sagte er.

Sie lachte über seine Antwort. „Hören Sie, Kramer, wenn ich einmal sterbe, sollen Sie all' mein Geld erben. Meine Schwester ist ja reich, mein Schwager auch, sie brauchen es nicht, und andere Verwandte habe ich nicht.“

Er drehte seinen dunkeln Schnurrbart und lächelte verlegen, das erste Lächeln, welches sie heute abend auf seinem müden Antlitz gesehen.

„Dann können Sie all' diesen kleinen, alltäglichen Verhältnissen, welche ihr Talent niederdrücken, entschlüpfen. Sie werden Reisen machen und sich entwickeln, nach Spanien reisen, wohin Sie sich so sehr sehnen. Die Wunderwerke der Alhambra sehen! In den großen Galerien umherwandern, wo so viele echte Murillos und Velasques. Na, was sagen Sie zu meinem Plan?“

Er hatte auf der Zunge, ihr zu sagen, daß der Plan nur einen Fehler hätte, und zwar, daß sie beide dann nicht zusammen dorthin reisen könnten, aber ihm fehlte der Mut dazu, und so saß er schweigend und kante an der Spitze seines Schnurrbartes.

„Es ist mein Ernst, müssen Sie wissen. Ich scherze nicht.“

Sie warf die Cigarette fort. „Ich vermache Ihnen mein ganzes Vermögen, denn ich lebe nicht lange. Mir ist von einer alten Lappländerin, welcher ich den letzten Sommer bei Sandefjord begegnete, prophezeit worden: ‚Du wirst jung sterben,‘ sagte sie, ‚jung sterben.‘“

„Pui, reden Sie nicht so häßlich!“ bat er und betrachtete ihr im Augenblick ungewöhnlich gedankenvolles, trauriges Gesicht. Seine hübschen braunen Augen wurden so wunderbar klar, und gleichsam in Angst, sie zu verlieren, griff er nach ihrer Hand.

Ein langes, süßes Schweigen, erfüllt von Walzermelodien dort drinnen! Aber sie hatte Thränen in seinem Blick entdeckt, und ihr Herz begann stark zu pochen, der Vogel hinter dem goldenen Gitter rührte sich und schlug flatternd mit den Schwingen. Ob er der Rechte war? Der Befreier? Der hochherzige, uneigennütige Mann, auf welchen sie täglich wartete, er, der sie ausschließlich um ihrer selbst willen liebte? Träumend sah sie ihn an. Durfte der kleine Vogel wirklich den Flug wagen? Die Gitterthüre stand ja halb offen, und der Gesang draußen klang so frühlingsmäßig lockend.

Aber eine Woche nach diesem Gespräch wurde Mütterchen nach dem Hospital gebracht. Nun lag sie wie ein armer Gefangener da und konnte in ihrer düsteren Einsamkeit nur zu den Erinnerungen ihre Zuflucht nehmen, den guten, alten Erinnerungen.

Ihr Zustand wurde hoffnungslos, die Schmerzen waren groß und nicht zu lindern, ihr feiner, ausgezehrer Körper krümmte sich unter den häufigen Anfällen, die Dosen Morphium, welche man ihr gab, waren so klein, daß sie keine Wirkung ausübten. Bisweilen, wenn das Leiden nicht auszuhalten war, betete sie innig zum Herrn, daß er barmherzig ein Ende machen und sie bald zu sich zu nehmen möchte.

Es war Nacht. Sie lag wach, wie sie pflegte. Nach dem krampfartigen Anfall, den sie am Nachmittage gehabt hatte, empfand sie jetzt gleichsam eine Beruhigung. Ihr Puls schlug gleichmäßiger, sie fühlte nicht mehr dieses Hämmern in den Schläfen. Eine gewisse Resignation, entsprungen aus dem beständigen Leiden, welches langsam jede Lebensluft hemmt, war in ihre Seele eingezogen. Die zur Flucht ausgebreiteten Schwingen des Vogels waren längst gesenkt.

Die Nachtlampe war herabgeschraubt, eine gespensterhafte Dämmerung erfüllte das große Zimmer, in den Winkeln ballten sich wunderliche Schatten zusammen, gleich Geistern der Verschiedenen, welche einmal in diesem Krankenzimmer gelegen und in Qualen und Todesangst wie sie gekämpft und geweint hatten. Eine Fliege summt mit schläfrigem Laut oben an der Decke, von der Gasse vernahm sie fernes Wagengerassel. Gepuzte Damen in weißen Kleidern und elegante junge Herren zügelten dort in Droschken nach Hause zurück; erheitert und aufgeregter, nach dem Trubel und der Musik der Konzerte, dem Tanz und der Lustigkeit der Soirées. Aber sie lag da allein und verließen im Hospital und kam vielleicht niemals mehr dazu, sich im Walzer zu schwingen nach den schönen Klängen eines rauschenden Orchesters. Und sie, die den Tanz so leidenschaftlich liebte! Der Vocaccio-Walzer fiel ihr plötzlich ein. In Gedanken summt sie ihn: „Trala, trala.“

Frau Sörensen saß auf dem Stuhl neben dem Bett in sanftem Schlummer. Sie schnarchte mit dem Summen der Fliege an der Decke um die Wette.

Von dem Nebenzimmer tönte ein Stöhnen, tief und klagend, mit langen Pausen dazwischen. Eine plötzliche Angst, gleich der, wenn sie im Kindesalter an einem Kirchhof im Dunkeln vorbeikam, ergriff Mütterchen. Sie rief mit ihrer schwachen Stimme die Wärterin, welche endlich mit einem „Gott behüte mich“ vom Stuhle aufsprang, die Brille abnahm und sich die Augen rieb.

„Wer liegt dort drinnen, Frau Sörensen? Hören Sie, was für ein Jammer!“

Die Wärterin lachte.

„Das ist ein junges Mädchen, welches heute operiert wurde. Aber sie übersteht es kaum. Sie hat gar keine Kräfte übrig.“

Mütterchen schauderte.

„An was für einer Krankheit leidet sie?“

Frau Sörensen nannte dieselbe.

„Aber das ist ja dieselbe, wie die meinige,“ flüsterte sie, und ihr Gesicht wechselte die Farbe und wurde fast aschgrau. Die Wärterin nickte ernsthaft. Dann näherte sie sich dem Tisch, wo die Medizinflaschen standen. Eine Flasche mit neuer Etikette veranlaßte sie zu stutzen. Sie nahm sie in die Hand und untersuchte sie.

„Haben Sie die schon bekommen?“ sagte sie kopfschüttelnd, und ihr gutmüthiges Gesicht bekam einen Ausdruck von Schreck, als sie die Aufschrift las. Prüfend glitt ihr Blick von dort über das kleine magere Gesicht der Patientin hin.

„Ja, ich bekam sie heute vom Doktor. Aber warum starren Sie mich denn so an, Frau Sörensen? Bedeutet das etwas Schlimmes?“

Mütterchen richtete sich im Bett auf.

„Nein, nein, Fräuleinchen! Nur ruhig! Aber sie wird Ihnen schlecht schmecken. Ich fürchte, Sie werden sie nicht hinunterbekommen.“

Eine lange Pause, in welcher die eine gleichsam die Gedanken der andern zu erspähen suchte. Mütterchens feuchte Finger strichen die Decke einmal nach dem andern entlang. Sie erinnerte sich der traurigen Weissagung der alten Lappländerin.

„Sagen Sie mir nur eins, Frau Sörensen!“

„Gern, Fräulein.“

Mütterchen benezte ihre trocknen Lippen mit der Spitze der Zunge, die Frage, die sie stellen wollte, blieb ihr gleichsam im Halse stecken. Endlich ertönte es atemlos flüsternd: „Glauben Sie, daß ich diese Krankheit überstehe?“

Frau Sörensen senkte den Blick und zapfte an ihrer weißen Schürze, indem sie nach einer Antwort suchte — eine kleine Pause, welche Mütterchen wie eine Ewigkeit von Ungewißheit und Dual erschien.

„Alles steht in Gottes Hand, liebes Fräulein.“

Mütterchen verstand den Sinn. Ihr Todesurteil war gefällt. Sie drehte den Kopf nach der Wand um — so lag sie still, still — schließlich vernüchelte sich ihr leises unterdrücktes Weinen mit den stöhnenden Klagen vom Nebenzimmer.

Frau Sörensen öffnete ihre Schnupftabaksdose und nahm eine Pflanze, das stärkte in nur nervösen Augenblicken, und ihre Brillengläser wurden in wunderlicher Weise trübe. Ihr altes

Herz war nicht so ganz verhärtet, sie hatte selbst einmal eine Tochter gehabt und mußte aus Erfahrung, was es heißt: verlieren und vermessen.

Aber da Mütterchen notgedrungen dem Leben Valet sagen sollte, suchten die Gedanken in unendlicher Wehmut all die Lieben und blieben bebend in weichem, demütigem Ergebenheitsdrange an seiner Gestalt hängen. Ach, der schöne Abend! Sie war wieder in dem grünen, vertraulichen Kabinett, er saß ihr gegenüber, ehrerbietig und freundlich, und seine hübschen, braunen Augen hatten einen feuchten Glanz. Eine warme, vornehme Menschenseele hatte für sie empfunden und ihr eine Thräne des Mitleids geweiht. Ja, dieser Mann hatte sie geliebt, so wie sie geliebt werden wollte, ohne egoistische Nebenabsicht — das begriff sie jetzt — aber stolz, wie es nur der Arme ist, hatte er sorgfältig sein Gefühl verborgen und nicht gewagt, sich zu erklären. Ja, er war der Rechte gewesen, er und kein anderer, das sah sie nun ein, da es zu spät war. Ach, diese eine, warme Thräne, welche sie niemals vergessen konnte! Aber nun wollte sie sie mit ihrem blanksten Golde aufwiegen, sie hatte es ihm ja gelobt.

„Bringen Sie mir Papier und Feder! Schnell!“ Sie richtete sich fieberhaft im Bett auf, das Spizzenhemd glitt zur Seite und entblößte ihre eingesenkte Brust, der matte Blick wurde lebhaft, und die Lippen preßten sich energisch zusammen.

„Wollen das Fräulein schreiben? Aber Sie sind nicht kräftig genug dazu. Das wird Sie zu sehr anstrengen. Liegen Sie jetzt nur ruhig, das ist das Beste. Sonst bekommen Sie morgen einen neuen Anfall.“

„Morgen bin ich vielleicht nicht mehr da. Nehmen Sie die Mappe da und setzen Sie das Schreibzeug auf den Tisch hier neben mir. So, ja! Und schrauben Sie die Lampe dann auf. Schrauben Sie sie noch höher! Ich sehe so schlecht!“

Sie schrieb mit der Mappe auf den Knien, mit bebender Hand, trocknete den kalten Schweiß von der Stirn und schrieb, nach dem richtigen Ausdruck suchend, weiter. Die Thränen rannen still über ihre bleichen Wangen und den magern, eingefallenen Hals herab, benetzten das Papier und verwischten einige Schriftzüge. Sie verbesserte einen Satz, strich aus und schrieb von neuem. Dann wuschte sie wieder den Schweiß von der Stirn und setzte mit letzter Anstrengung der schwindenden Kraft ihren vollen Namen darunter: Marie Elisabeth Fleischer. Mit großen, schwungvollen Buchstaben wie ein Schulmädchen schrieb sie denselben.

Ermattet sank sie auf das Kissen zurück, indem sie stöhnend Frau Sörensen das Papier reichte.

„Ist — das — leserlich?“ fragte sie.

Frau Sörensen nahm ihre Brille ab, pudzte sie und buchstabierte sich durch die unregelmäßige, von Thränen beschmutzte Handschrift hindurch. Dann nickte sie tiefinnig und sah Mütterchen mit großen Augen an.

„Sie vermachen all' ihr Geld einem jungen Maler, Herrn Frithjof Kramer?“

„Ja. Nichtig. Setzen Sie nun Ihren Namen darunter, seien Sie so freundlich. Zur Bestätigung, wissen Sie. Und denken Sie ja daran, daß ich bei vollem Bewußtsein war, da ich es absetzte. Bei vollem Bewußtsein!“

Frau Sörensen zögerte, ihren Wunsch zu erfüllen. Der Doktor würde sie morgen vielleicht tadeln, daß sie sich in diese Angelegenheit hineingemischt hätte. Die richtigen Angehörigen gingen ja des Vermögens verlustig. Während sie so im Zweifel stand, die Feder in der Hand, wurde ihr altes Herz von plötzlicher Bitterkeit gegen dieses junge, reiche, gedankenlose Fräulein erfüllt, welches in seinem Testament ganz vergaß, daß es eine alte, arme Frau Sörensen gab, deren getreue Pflege wohl einer kleinen Belohnung bedürfen könnte. Wenn sie ihr nur ein paar tausend Kronen vermacht hätte. Das war eine verhältnismäßig kleine Summe. Dann würde Frau Sörensen sogleich diesen langweiligen Krankenpflegerberuf aufgeben und auf das Land hinausziehen zu ihrem Bruder, dem Müller, dessen Haus so hübsch am Fjord lag und im Hintergrunde einen Wald hatte.

Endlich gab sie Mütterchens wiederholten Bitten nach.

„Aber das hat trotzdem noch keine juristische Gültigkeit, Fräulein. Wir müssen erst einen Notar holen und es ihn gesetzlich aufsetzen lassen.“

„Morgen wollen wir ihn holen. Bewahren Sie nur das Papier gut, liebe Frau Sörensen. Ich vertraue es Ihnen an.“

Sie schloß ihre Augen, als wenn sie schlief. Nun konnte sie ruhig schlafen. Die Träume kamen und nahmen sie liebevoll in ihren Schoß. Ihr kurzes Leben war doch nicht ganz unruhig gewesen. Sie hatte einen andern Menschen glücklich gemacht. Vielleicht machte sie Frithjof zu einem großen Künstler, auf den das Vaterland dereinst stolz sein konnte. Denn was seinem Talent bis jetzt gefehlt hatte, um sich richtig entfalten zu können, waren die Mittel. Wenn man täglich mit Nahrungsjorgen zu kämpfen hat, fliehen die Mäusen. Aber nun wurde er ja reich, er würde nach dem Süden reisen und sich ausbilden, unter dem doppelten Einfluß von schönen Natur- und alten Kunstwerken dem besten Talent wohl Blüten treiben. Ach, wie schön dort unten im Süden zu leben und für die Kunst zu leben.

Hoch und blau wölbt sich Spaniens Himmel über reichen Weingärten, wo die Traubenbüschel braun und schwellend hängen. Die Sierra Nevada leuchtet wie Silber mit ihren schneebedeckten Zinnen, die fernen Berge dämmern in marineblauen Farben, strahlend ruht die Sonne über der Landschaft, die Schellen der buntgeschmückten Maulesel klingen harmonisch mit dem munteren Gesang der Reisenden um die Wette, die Madonna steht blumengeschmückt in ihrer Nische hinter dem Stahlbratgitter, von einer nahen Kapelle ertönt das Ave Maria fromm in die Luft, gegen deren goldige Wolken sich die Pinien gleich schlanken, grünen Schirmen abheben und die breiten Blätter der Kastanien sich in starkem Relief abzeichnen. Der Granatapfel ertötet durch das Laub, während herrliche Ruinen maurischer Kunst mit ihren alten Mauern von Abenteuer flüstern, wie die aus tausend und einer Nacht von verliebten Sultanninnen und dreisten Sklaven.

Zu der Alhambra, in dem wunderbaren Löwenzwinger, sitzt er allein, in einem Waide weißer Säulen, die Hand unter dem Kinn, die Reflexe des Lichtes in dem durchsichtigen Spitzengewebe der Architektur, ihren Blumen- und Sternarabesken bewundernd, während die Fontäne schläfrig in dem Marmorbassin plätschert und der Gesang der Nachtigall schwärmerisch draußen von dem duftrreichen Dunkel der Rosengebüsche herübertrönt

Aber mitten in seiner frohen Schönheitsverehrung stukt er plötzlich und küßt Thränen in den Augen, die Gedanken kehren wehmütig nach dem Norden, zu einem kleinen, vergessenen Grabhügel dort oben zurück, er erinnert sich ihrer, welche sterbend sein Glück schuf, des armen, armen, Mütterchens.“

Am nächsten Morgen, als der Arzt seinen Besuch machte, hatte die Kranke bereits das Bewußtsein verloren. Die Wärterin zeigte ihm das Papier und erzählte, daß das Fräulein gewünscht hätte, mit einem Notar zu sprechen. Der Arzt las es schnell durch und murmelte: „Kinderstreich!“

Aber ehe Mütterchen starb, bekam sie das Bewußtsein noch teilweise zurück. Ihr Geist beschäftigte sich augenscheinlich mit diesem oder jenem Problem, sie flüster mit Anstrengung, und Worte wie „Frithjof — Testament — der Notar,“ drangen deutlich zu den Ohren der Wärterin.

Als der Arzt die Leiche betrachtete, wunderte er sich über das stille, glückselige Lächeln, welches ihre bleichen Lippen umschwebte. Denn sie hatte doch bis zum letzten Augenblick so viel gelitten.

Unsere Illustrationen.

Die Werbung. Gemälde von Otto Seitz. Ein nachdenkliches Bild! Wohl wird es nicht jedem liebenden Kavalier so gut, die still Verehrte im hohen Blütenmonat einsam auf umbuschter Gartenbank Rosen pflegend anzutreffen, wenn das wallende Herz zu einem Geständnis brängt; wie von selbst schlüpft da wohl das Wort der Liebe über die zagende Lippe! — Aber — aber! Ob es auf Wiederklang im Herzen der Geliebten trifft, ob dem Geständnis ein Gegenständnis folgen und dem schmachtenden Kavalier alles Herzweh heilen wird — das wirkt doch weder Blütenmonat, noch trautes Gartenplätzchen, auch nicht Liebesgeständnis, noch berebteste Geste des Jünglings: oft ist das Herz der Stillgeliebten beklagenswert unempfindlich gegen alle diese Einwirkungen, und von allen Rosen, die sie pflückt, blüht keine dem werbenden Kavalier. Wie wohl wäre dem jungen Herrn, wenn er Gartenbank und Rosenstrauch, zumamt der unempfindlichen Schönen, mit guter Manier erst wieder hinter sich hätte. Ja — ja! „Non son rose senza spine!“

Unsere Würzen und Genußmittel.

Vanille und Vanillin.

Anstrengung eins der köstlichsten und feinsten aller Gewürze ist die Vanille, die Frucht einer zu der Familie der Orchideen gehörenden Schmarogepflanze, Vanilla planifolia. Die ursprünglich in den Wäldern Süd- und Mittelamerikas wild lebende Kletterpflanze, die länglich-eirunde Blätter und weiß bis grünlich-gelb gefärbte Blüten trägt, ist wegen ihrer kostbaren Früchte schon seit langen Zeiten in großem Maßstabe kultiviert worden. Auf den Plantagen werden die Vanillepflanzen unter schattenspendenden Bäumen, an denen sie bis in die höchsten Aeste emporklettern, gezogen; die fünf bis sechs Zoll langen, mit zahlreichen kleinen schwarzen Samenkörnern angefüllten Schoten werden nach ihrer vollkommenen Reife abgepflückt und gesammelt, dann werden sie einige Tage lang einer leichten Gärung unterzogen, getrocknet und, in Bündeln zu ungefähr fünfzig Stück verpackt, in den Handel gebracht. Die schwarzlichen, biegsamen, der Länge nach fein gerunzelten Schoten haben einen überaus angenehmen Geruch und einen süßlich-aromatischen Geschmack, und diesen Eigenschaften verdanken sie ihre große Verwendung zum Würzen und Parfümieren der verschiedensten Genußmittel, ebenso wie sie in der Pharmazie ihrer anregenden Eigenschaften wegen viel gebraucht werden.

Der wirksame, wohlriechende und wohlgeschmeckende Bestandteil der Vanille ist das Vanillin, ein Stoff, der oft an der Oberflache der Vanilleschoten in Form von kleinen weißen Kristallnadeln, die wie ein leichter Flaum die Schote überziehen, zu Tage tritt. Bis zu zwei Prozent ist das Vanillin in den Schoten enthalten, und die Güte der Vanille wird je nach der größeren oder geringeren Ausscheidung der Kristalle geschätzt; beim Einkauf hat man sich aber vorzusehen, da des hohen Preises wegen die Vanille vielfachen Fälschungen unterworfen ist und häufig Zucker und andere Stoffe auf die Schoten gebracht werden, um ihnen das Aussehen eines Vanillinüberzuges zu geben. Oft werden schlechte oder schon gebrauchte, extrahierte Schoten mit Perubalsam oder anderen ätherischen Oelen befrischen und wieder in den Handel gebracht, oder es werden gute und schlechte Schoten zusammen in ein Bündel verpackt.

Außer im tropischen Amerika wird Vanille in beträchtlicher Menge auf den beiden östlich von Madagaskar gelegenen Inseln Mauritius und Bourbon, wie auch in Ostindien, besonders auf Java kultiviert; die Gesamtproduktion beträgt jährlich über 100 000 Pfund. Die beste Vanille kommt aus Mexiko, die minderwertige und schlechteste aus Brasilien.

Der kristallinische Ueberzug der Vanilleschoten ist häufig Gegenstand chemischer Untersuchungen gewesen, aber erst, nachdem in neuerer Zeit die Bestandteile desselben chemisch genau festgestellt und unter dem Namen Vanillin bekannt geworden waren, gelang es dem Chemiker Prof. Tiemann und Dr. Haarmann in Berlin vor ungefähr fünfzehn Jahren, das Vanillin auf künstlichem Wege herzustellen und zwar aus Koniferin, einem in dem Baststasse der Nadelhölzer (Koniferen) enthaltenen Stoffe. Es wurde festgestellt, daß das auf chemischem Wege dargestellte Vanillin genau derselbe Stoff sei, wie der in der Vanille wirkende, von demselben angenehmen Geruch und Geschmack. Die Entdeckung wurde bald praktisch verwertet, und es wurde von Haarmann und Reimer in Holzminde an der Weier eine Fabrik angelegt, die jährlich eine große Menge des interessantesten Stoffes produziert.

Das Hauptmaterial zu der Fabrikation liefert der Schwarzwald und der Thüringer Wald. Im Frühling und zu Anfang des Sommers, wenn die Bäume von Saft frohen, werden die Nadelbäume von der Rinde befreit, und das unmittelbar unter der Rinde gelegene Cambialgewebe oder Cambium, welches als Bildungsgewebe sowohl der Holz- als auch der Bastzellen sehr viel Saft führt, wird abgeschabt und in großen Mengen gesammelt. Aus dem Saft, der in der Fabrik gereinigt und auf ein Fünftel seiner Masse eingedampft wird,

kristallisieren Koniferinkristalle heraus, aus denen wiederum durch mancherlei chemische Prozesse das Vanillin in Kristallform gewonnen wird. Dieses so dargestellte Vanillin riecht und schmeckt sehr stark nach Vanille, es schmilzt bei 81 Grad Celsius und löst sich sehr leicht in Alkohol, Aether und Chloroform. In reinem Zustande wird es gewöhnlich nicht verwendet, sondern mit Zucker verbunden in den Verkehr gebracht, in welcher Form es ein in Wasser leicht lösliches Pulver darstellt, welches sehr bequem zum Würzen und Parfümieren verwendet werden kann.

Vor der Vanille hat das Vanillin mehrere Vorteile, denn erstens verdirbt Vanillin nicht leicht (auch in offenen Kästen aufbewahrt verflüchtigt es sich nur sehr wenig), während die Vanilleschoten bei schlechter Packung und ungeeigneter Aufbewahrung sehr dem Verderben ausgesetzt sind; dann ist das unverfälschte künstliche Vanillin vollkommen gefahrlos für die Gesundheit, während es bei dem Gebrauche von Vanille schon öfter vorgekommen ist, daß durch Zerlegung oder Gärung der außer Vanillin noch in der Schote enthaltenen Stoffe, wie Harze, Fette und Gummi, Krankheiten mancherlei Art hervorgerufen worden sind, wobei nur an die öfter beobachteten Vergiftungen durch Vanille-Eis erinnert werden mag. Zu der Unsicherheit des Einkaufs der Vanille, die man ja nach ihrem Aussehen bezahlen muß, kommt noch ihr außerordentlich hoher Preis, sie ist nämlich vier- bis fünfmal teurer als die gleich wirksame Menge Vanillin. Infolge dieser beträchtlichen Vorteile hat der Verbrauch von Vanillin schon eine große Ausdehnung gewonnen, und fast alle Schokolade-, Zuckerwaren-, Likör- und Parfümeriefabriken gebrauchen es anstelle der früher konsumierten Vanille. Da das Vanillin nicht ein Surrogat für Vanille, sondern ein Ersatzmittel für dieselbe ist, wie etwa in der Medizin Chinin für Chinarinde, so wird es sich auch immer mehr als Gewürz in den Haushaltungen einbürgern und die Vanille verdrängen, umso mehr, da es bei seinem geringeren Preise alle Vorteile der Vanilleschoten in sich vereinigt, ohne die Nachteile derselben zu enthalten.

Dr. Staby.

Hausarzt und Spezialist.

Von Dr. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Man hat das bekannte Schlagwort von den Vorzügen einer „Teilung der Arbeit“ auch auf die Heilkunst angewandt und in einer Teilung derselben in viele Spezialfächer, wie in der Entstehung vieler ärztlicher Spezialisten, einen bedeutenden Fortschritt derselben gesehen. Es ist weiter der Ausdruck gefallen, „daß nunmehr der Hausarzt ein Luxus sei, den sich nur reiche Leute gestatten sollten.“ Also weg mit dem Institute des Hausarztes, es lebe das Spezialistentum!

Es liegt in dieser gegen früher veränderten Auffassung der Beziehung zwischen Arzt und Publikum unseres Erachtens eine so ernste Gefahr für das Letztere, daß es sich lohnen dürfte, Wert und Bedeutung beider, des Hausarztes und des Spezialisten, hier einmal klarzulegen.

Zunächst ist der Vergleich, den man mit jener Lobpreisung der geteilten Arbeit zwischen Gewerbetreibenden und Ärzten, die durch ein gewisse Schablonenmäßigkeit der neueren Gesetzgebung leider in eine Kubik gekommen sind, zieht, ebenso irrig, wie für den Arzt demütigend und beschämend. In der Fabrikation und im Handel leistet zweifellos der einzelne mehr „durch Sammlung seiner Kraft im kleinsten Punkte“ und geht Spezifizierung der Leistungen und Kulturfortschritt Hand in Hand. Der menschliche Organismus dagegen, das Arbeitsfeld des Arztes, ist ein wohlgeordnetes Ganze, wo ein Teil in dem andern lebt und webt und mit ihm in innigen Wechselverföhrung steht, und wo zugleich ein Organisttem, nämlich das Nervensystem, die einzelnen Teile zusammenschließt und ihre gegenseitigen Beziehungen reguliert. Deshalb muß ein guter Arzt die Funktionen aller Glieder und Organe in dieser ihrer Beeinflussung aufeinander stetig im Auge behalten und berücksichtigen und darf den mächtigen Einfluß der Seele auf den Leib niemals bei seinem ärztlichen Handeln vergessen.

Daneben ist nun allerdings die Beschäftigung einzelner Ärzte mit einzelnen Fächern der Heilkunst ihrer Entwicklung förderlich, in wissenschaftlicher wie technischer Beziehung. Der Spezialist, der alle litterarischen Neuheiten seines Spezialfaches eingehend verfolgt und verwertet und durch häufige Vornahme derselben Untersuchungen und Operationen eine erhebliche manuelle Fertigkeit erlangt, ist als ein schätzenswerter Gewinn zu betrachten. Freilich ist bei ihm die Gefahr eines Einseitigwerdens gegeben, namentlich dann, wenn, wie jetzt häufig geschieht, junge Mediziner frisch vom Examen weg sich sofort einem Spezialfach zuwenden, und darum ist der Vorschlag Dr. Kochs nicht übel, „daß Spezialist nur ein alterer Arzt werden dürfe.“ Bei letzterem wäre die Gefahr geringer, daß er über seinem von ihm bearbeiteten Körperorgane die Gesamtheit des Organismus vergißt.

Die Erfolge solcher Spezialisten in ihren Privatfächern streuen nun leider oft dem Publikum dermaßen Sand in die Augen, daß es den Hausarzt für ein überflüssiges Möbel hält, bei Erkrankungen von Fall zu Fall sich direkt und eigenmächtig an einen Spezialisten wendet und dabei gar oft an die unrechte Schmiede kommt. Aber ein Hausarzt, welcher der Familie nahe steht, ihre Glieder unter seinen Augen aufwachsen sieht, ihre Entwicklung beobachtet und ihre Konstitutionen zu prüfen Gelegenheit findet, welchen man voll Vertrauen auch in seine Geheimnisse einweicht — ein solcher kann, wenn er nur mit der Wissenschaft fortschreitet, ein tüchtiger Seelenarzt ist und Umsicht wie Gewissenhaftigkeit besitzt, die Familie vor vielen Schäden bewahren und gar mancher Erkrankung vorbeugen. Er ist für die Familie deshalb ein von Jahr zu Jahr an Wert wachsender Besitz. Ein solcher Hausarzt wird auch in Fällen, wo ein einzelnes Organ Spezialbehandlung erheischt, zu der ein Spezialist geeigneter ist, die passendste Persönlichkeit vorschlagen und sich mit derselben in Rapport setzen.

Möge darum — so ist mein ernstgemeinter Rat — unter dem Ueberhandnehmen ärztlichen Spezialistentums das alte Vertrauensverhältnis zwischen Hausarzt und Publikum im Interesse des Letzteren nicht leiden.

Elegante Papier- und Luxuswaren.

Sehr beliebte Weihnachtsgeschenke sind die zierlichen Erzeugnisse der Papeterie, die in diesem Jahre wieder in den verschiedenartigsten neuen Mustern erschienen sind. Eine reiche Auswahl solcher reizenden kleinen Festgaben bietet die Firma Armand Lamme, Berlin W., Werderscher Markt 10, besonders in schön ausgestatteten Kalendern, eleganten neuen Briefbogen und Karten.

Unsere Abbildung 1 zeigt einen Ströferschen Wandkalender: „Im Wechsel der Tage“, der zwölf Monatsblätter enthält, jedes mit allerliebsten Buntdruckbildern geschmückt und mit sinnvollen klassischen Sprüchen versehen. Um den Kalender gruppieren sich einige Proben der neuen Briefarten, die in den originellsten Formaten und Farben hergestellt sind. Sehr apart sind z. B. die rechts unten in der Ab-

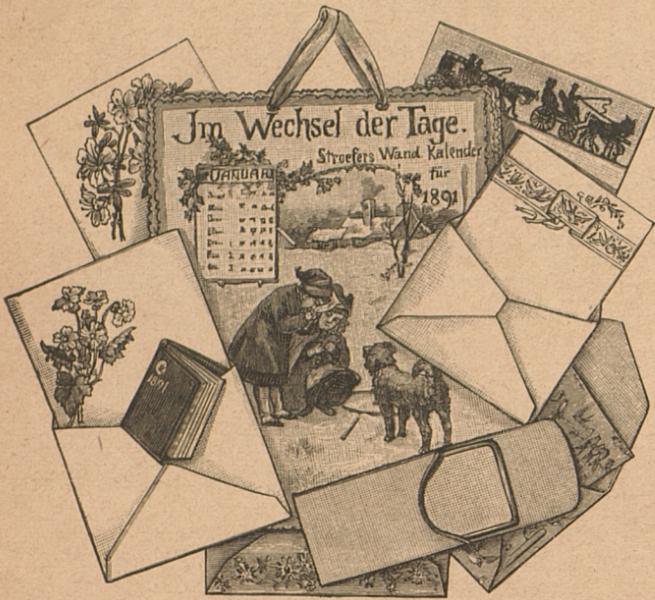


Abb. 1.

bildung befindlichen Karten in Rot und Chamöis, eine Lederimitation, deren Couvert ein originelles Taschenformat zeigt. Weiterhin finden wir Briefarten mit neuen Phantasie- und Blumen (Girte, Schneeglöckchen, Streuosen u. s. w.), Glückssymbolen (vierblättriger Klee in Gold, Silber oder Kupferprägung) und allerlei anderen drolligen Signetten und Silhouetten.

Neu in der Prägung sind Emaille-Imitationen in Rosa und Weiß. Auch die bekannten „Sitatenbriefe“ und Karten mit Randbemerkungen der Firma F. G. Mylius in Leipzig sind, wie unsere Schlussabbildung (Abb. 4) zeigt, wieder in mannigfacher neuer Aus schmückung erschienen. Der Wandkalender des genannten Kunstverlags von Th. Ströfer in München ist in verschie-



Abb. 2.

denen Größen und Ausstattungen (zum Preise von 50 Pf. bis 4 Mk.) erschienen. Neu sind ferner ein Notokalendar: „Alles mit Gott“ und ein recht praktischer Portemonnaiekalender mit Täschchen für Briefmarken und Postplaster.

Ganz eigenartig sind die Wandkalender zum Ziehen des Datums, von denen wir einen besonders niedlichen Tom-bolakalender (s. Abbildung 2) erwähnen. Hinter der hübsch bemalten kreisförmigen Platte sind drei buntseidene Bänder befestigt, die beim Ziehen an einer in der Platte befindlichen Oeffnung die Zahl und Namen des Tages und Monats erscheinen lassen.

Ebenso reizend sind die auf Seide gemalten Kerzenschirmchen (s. Abb. 3), die in den verschiedensten Façons und Mustern mit Handmalerei, ja selbst mit Perlmuttermalerei vorhanden sind.

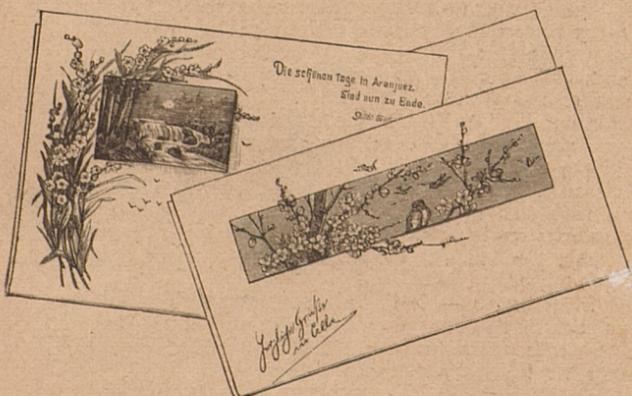


Abb. 4.

Wirtschaftsplaudereien.

„Meteor“, amerikanischer Ofen. Alle die zahlreichen neuen Konstruktionen, welche die Technik der Zimmerheizung erfindet, zielen darauf ab, mit möglichst vollständiger Ausnutzung des Brennmaterials eine möglichst vorteilhafte Uebertragung der Wärme an die Ofenwandungen und von diesen an die Zimmerluft zu erzielen. Eine glückliche Idee ist es, den Heizseffekt der Ofen dadurch zu erhöhen, daß eine Art Luftheizung damit verbunden wird. Hierdurch sucht man den höchsten Grad in der Ausnutzung der strahlenden Wärme zu erreichen und hat zugleich den Vorteil, das Belästigende der direkten Wärmestrahlung zu beseitigen. Dieses Prinzip der sogenannten Mantelöfen kommt schon im Schinzischen Ofen und ähnlichen zur Geltung und wurde bei der Konstruktion der amerikanischen Ofen, wie dem Lönholtschen, mit Erfolg herangezogen. Neuerdings jedoch hat das System der amerikanischen Ofen in den neuesten Konstruktionen der durch ihre Flensburger Kochöfen rühmlichst bekannten Firma Ferd. Hanjen in Flensburg ohne Zweifel ihre Vervollständigung erreicht, und der Ofen „Meteor“ dieser Firma ist vor allem als eine sehr anerkanntswürdige Veredlung der Zimmerheizungstechnik zu bezeichnen. In zweckentsprechender Weise hat es der Konstrukteur verstanden, die letzten geistigen Errungenschaften der Technik seines Faches hier glücklich zu verwerten. Der Meteor-Ofen vereinigt mit höchst geschmackvoller Form (derselbe ist in fünf verschiedenen Mustern erhältlich) den Vorteil, daß seine ganze Regulierung durch einen einzigen Griff bewerkstelligt werden kann. Durch diesen einen Griff läßt sich jede beliebige Zimmertemperatur einstellen und aufs genaueste einhalten, ja der Ofen läßt sich auf diese Weise sogar im Augenblick völlig abstellen. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, welcher besonders im Herbst und Frühling zur Geltung gelangt. Auch ist durch diese Art der Patentregulierung jeder Irrtum ausgeschlossen. Die Anbringung des Schütteltrotes und der geteilte Kostkorb sind Vorzüge, welche dazu beitragen, die Unterhaltung des Ofens, gegenüber anderen Konstruktionen, wesentlich zu verbilligen. Die Ofen der Firma Hanjen sind sowohl für Anthracitkohlen-, als auch für Coaksfeuerung geeignet.



Anagramm-Kleeblatt.

1.

Im Harz entspringt's; durch schöne Au Schlingt's wunderbar sein Silberband. Verschoben lag's in heil'gem Gau Als Landschaft ein in Griechenland.

2.

Im Lande, das die Ober nezt, Wird's leicht als schöne Stadt entdeckt. Wenn man die Laute recht verlegt, So nennt's ein schälliches Insekt.

3.

Es liegt in König Humberts Land In reichem Gau als alte Stadt. Verschoben liegt's am Nisne-Strand, Für Deutschlands Heer ein Ruhmesblatt.

Werden die Anfangsbuchstaben der bei der Auflösung sich ergebenden Wörter richtig geordnet, so nennen sie eine bekannte Stadt. R. L.

Akrostichon.

Man soll für die folgenden Wörter andere von entgegengesetzter Bedeutung wählen, und zwar solche, deren Anfangsbuchstaben hintereinander gelesen ein bekanntes deutsches Sprichwort bilden.

1. Rauh, 2. Ende, 3. Krank, 4. Scherz, 5. Minder, 6. Form, 7. Zeit, 8. Ohne, 9. Kirgends, 10. Heiter, 11. Schwarz, 12. Schande, 13. Ueberfluß, 14. Hell, 15. Rein, 16. Oben, 17. Strenge, 18. Bor-men, 19. Erniedern, 20. Förbern, 21. Demütig, 22. Geschickt, 23. Wor, 24. Hier, 25. Bisweilen, 26. Heidenisch, 27. Gleichgültig, 28. Festland, 29. Schwer, 30. Kurz, 31. Klug, 32. Außen, 33. Langsam, 34. Bitter, 35. Jung, 36. Einfältig, 37. Fezt, 38. Siden, 39. Hart, 40. Nichts, 41. Arm, 42. Hunger, 43. Herrscher, 44. Feuer, 45. Ausländer, 46. Schwach.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Abonnentin in Chile. Ihre Frage läßt sich an dieser Stelle nicht so eingehend beantworten, wie dies Ihnen wünschenswert ist. Geben Sie daher gütigst unter Wiederholung Ihrer Wünsche Ihre Postadresse an.

C. S. in Wilsen. Wenden Sie sich direkt an die Künstlerin, welche in Berlin W., Tauentstr. 23 wohnt.

W. S. Debitfeld. Die Verlagshandlung jenes Blattes ist auch uns unbekannt.

H. v. F. in Gr.-S. Der Lajurstein oder Lapis lazuli ist von tief himmelblauer (ultramarin) Farbe.

Fran G. P. in Hagen. Ein guter Ratgeber für alle solche Toilettenfragen ist das von A. Hohenheim und C. Richards herausgegebene Büchlein „Chic“, Verlag von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart.

Klein-Zuschen in S. bei F. Lehren und Fragen regieren im Attribut zwei Accusative; bei der Umkehrung ins Passivum muß die Person Subjekt werden, die Sache aber im Accusativ stehen bleiben. „Wer hat dich solche Streiche gelehrt?“ heißt es bei Umland, und Goethe jagt: „Das Schlimmste, das uns widerfährt, das werden wir vom Tag gelehrt.“ Gewöhnlicher sagt man indes heute: er wird in der Sprache, in der Kunst unterrichtet, unterwiesen, aufstiftet; er wird die Sprache, die Kunst gelehrt.

Baronin D. in K. Welche Ausdehnung die Ausübung des ärztlichen Berufes durch Frauen beispielsweise in Amerika bereits gewonnen hat, wollen Sie daraus ersehen, daß im Jahre 1892 bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago ein „international-ärztlicher Kongreß weiblicher Ärzte“ stattgefunden soll.

Dr. K. N. in Wien. Der Schriftsteller August Niemann hat sich nach mehrjährigen Reisen im Süden Europas, in Leipzig (Plagwitzstr. 7) niedergelassen.

Dilettantenarbeiten. Th. W. in Sch. Gegenstände aus Terracotta werden vor dem Bemalen nicht mit Leimwasser getränkt. Man malt direkt mit Delfarben und streift sie dann, genau den Konturen folgend, mit französischem Retouchierfirnis. Den nicht bemalten Grund läßt man ungefirnist.

Frau L. in M. Zur Malerei auf Porzellan ist unbedingt die Verwendung von Delfarben geboten; Kalkseife, das stets sehr sparjam zu verwenden ist, benützt man nur, um die Farben langsam trocken zu lassen und sie flüssig zu erhalten; letzteres besonders bei Federzeichnungen. Alte, zäh gewordene Delfarben für Porzellanmalerei kann man durch Zusatz von Kalkseife dünnflüssig machen.

Kl. B. in D. — W. in B. In Berlin vermochten wir keine Bezugsquelle für Wachsplatten zur Fabrication von Wachsplumen aufzufinden. Sie erhalten das Wachspoliermittel von der Blumenhandlung von Geschwister Heß in Danzig, dritter Damm. Diese Wachsmasse soll angeblich allein in Amerika hergestellt werden. Die daraus gefertigten Plumen (eine Anweisung dafür geben wir „Bazar“ 1886 S. 43) sind von großer Zartheit und Natürlichkeit; leider ist ihre Dauer keine allzulange, meist nicht über ein halbes Jahr hinaus; dann wird durch den Einfluß der Luft das Wachspoliermittel brüchig.

M. G. Baden. — A. D. in N. Gummitnetzmasse zur Herstellung von Verzierungen auf Rahmen, Tonbafen etc. ist kein Gegenstand der Selbstbereitung. Sie erhalten dieselbe käuflich in Gummiwarengeschäften oder auch in Kunstlermagazinen. Die Gummitnetzmasse wird durch Eintauschen in heißes Wasser plastisch. Zum Kleben von Porzellanentwürfen etc., für dekorative Zwecke eignet sich vortreflich Weisweißfarbe mit Siccativ gemischt. Kleine ausgebrochene Stücke und Lücken werden mit Gummitnetzmasse ausgefüllt und dann mit dem Weisweißfitt überstrichen.

B. v. M. in G. Zur Bemalung von Nebelbildern etc. für die Laterna magica eignen sich am besten N. Jacobsens Majolika-Lackfarben (zu beziehen Berlin, Selterstraße 33), für sich und gemischt mit transparenten Delfarben (Lackfarben, Lajurfarben). Zum besseren Trocknen setzt man ein paar Tropfen Siccativ de Courtray beim Malen hinzu.

A. F. in B. Statt des Pastellpapiers kann man beim Malen mit Pastellfarben einfach jedes Tonpapier benutzen; auch Kartonpappe eignet sich sehr gut dazu. Für Herstellung von Porträts bestellt man sich eine Auswahl der für diesen Zweck besonders erprobtesten Pastellstifte.

C. B. in W. Man kann auf Atlas sowohl mit Aquarell wie mit Leim- und Delfarben malen. Am besten mit letzteren; nur muß man, damit keine Ränder entstehen, die Delfarbe mit möglichst trockenem Pinjel auftragen. Delfarben wirken und halten am besten auf Atlas.

Schach.

Aufgabe Nr. 278.

Von B. G. Lawz.
Schwarz.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 276 Seite 103.

Weiß.

1. L b 6 — d 4.

Schwarz.

1. e 5 n d 4.

Weiß.

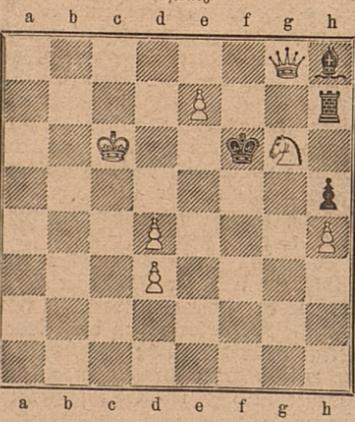
2. T a 1 — a 6.

Schwarz.

2. K b 4 — c 5.

Weiß.

3. S e 1 n d 3 matt.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unsere neu hinzutretenden Abonnenten

machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert werden, sowohl durch die Postanstalten als auch durch jede Buchhandlung.

Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld.

Abonnements auf den „Bazar“ werden jederzeit — also auch inmitten des Quartals — von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

2 1/2 Mark pro Quartal

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. exkl. Stempel)

angenommen. Die Administration des „Bazar“.